

Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen
in
B ö h m e n.

XIV. Jahrgang. *Celz*

Redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Mit der
literarischen Beilage.

Redigirt von

Dr. Gustav C. Laube.



— Eigentum des Vereins. —

Prag, 1876.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Wien und Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

I.

1875/6

I.

Geschichte.

Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. 2. Band. Die Union und Heinrich IV. 1607 — 1609. Bearbeitet von Moritz Ritter. München. M. Riegersche Universitätsbuchhandlung 1874.

Die eingehende Bearbeitung der Geschichte des 17. Jahrhunderts, insbesondere der Periode des dreißigjährigen Krieges und der vorangehenden Zeit ist von verschiedenen Seiten tüchtig in Angriff genommen worden. Ein reicher archivalischer Schatz quillt, seitdem der Damm gelöst ist, den Forschern entgegen und gibt umfassendes Material an die Hand, mittels dessen die historische Bearbeitung in feiner Weise ausmodellirt und individualisirt werden kann. Die historische Kommission in Baiern ist rastlos thätig. Prof. Cornelius und Moritz Ritter haben sich die Aufgabe gestellt, die vielfach zerstreut in den Archiven liegenden Briefe und Acten zu sammeln und zu ordnen, so daß sie zur Verarbeitung bereit liegen. Der stattliche zweite Band enthält auf ca. sechshundert Seiten die Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Union und Heinrichs IV. Beziehungen zu ihr; dazu kommen noch Nachträge, die Beziehungen Heinrichs IV. zu Italien von 1607—1609 und ein vortreffliches Acten-, Namen- und Sachregister.

Der größere Theil der außerdeutschen Acten ist von Prof. Cornelius und von Dr. Stieve in Wien, Prag, Brüssel, Paris zc. gesammelt worden. Die Verwerthung und Ausarbeitung besorgt Moritz Ritter, der auch den dritten Band herausgeben wird; seine kundige Hand ist aus den Abhandlungen der Münchner Akademie und andern Special-Arbeiten längst bekannt. Für die Geschichte Oesterreichs sind manche dieser Briefe, Acten und Relationen nicht neu, in der Beleuchtung aber, die sie von der ganzen Peripherie der Zeitgeschichte erhalten, wird ihre historische Betrachtung viel interessanter. Sindely hat in seiner Geschichte Rudolfs II. schon Vieles benutzt. Das Getriebe der Parteien zwischen Rudolf und Mathias bekommt erst so den rechten Hintergrund, indem es in den Schwinkel der politischen Weltlage gerückt ist. (Vergl. die Actenstücke 6, 12 zc.). Die Geschichte Christians von Anhalt tritt überall in den Vordergrund. Mit welcher Umsicht dieser Mann die Fäden der Politik in seiner Hand hält, der Scharfblick, mit dem er die Schwächen von Freund und Feind erkauert, geht aus vielen Actenstücken hervor, er steht im Mittelpunkt aller Unternehmungen gegen das Haus Oesterreich. Er ist überall, über halb Europa spannt er sein diplomatisches Netz, „um obstacula wegzuräumen, die funsten sehr geschadet hätten.“ In seinem Bericht über die Gesandtschaft an den Kaiser Rudolf (Sept. 8—20. 1609) weiß er genau, daß die kaiserlichen Rätthe unter sich selbst Privatfeindschaften

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

I.

1875/6

I.

Geschichte.

Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. 2. Band. Die Union und Heinrich IV. 1607 — 1609. Bearbeitet von Moritz Ritter. München. M. Riegersche Universitätsbuchhandlung 1874.

Die eingehende Bearbeitung der Geschichte des 17. Jahrhunderts, insbesondere der Periode des dreißigjährigen Krieges und der vorangehenden Zeit ist von verschiedenen Seiten tüchtig in Angriff genommen worden. Ein reicher archivalischer Schatz quillt, seitdem der Damm gelöst ist, den Forschern entgegen und gibt umfassendes Material an die Hand, mittels dessen die historische Bearbeitung in feiner Weise ausmodellirt und individualisirt werden kann. Die historische Kommission in Baiern ist rastlos thätig. Prof. Cornelius und Moritz Ritter haben sich die Aufgabe gestellt, die vielfach zerstreut in den Archiven liegenden Briefe und Acten zu sammeln und zu ordnen, so daß sie zur Verarbeitung bereit liegen. Der stattliche zweite Band enthält auf ca. sechshundert Seiten die Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Union und Heinrichs IV. Beziehungen zu ihr; dazu kommen noch Nachträge, die Beziehungen Heinrichs IV. zu Italien von 1607—1609 und ein vortreffliches Acten-, Namen- und Sachregister.

Der größere Theil der außerdeutschen Acten ist von Prof. Cornelius und von Dr. Stieve in Wien, Prag, Brüssel, Paris zc. gesammelt worden. Die Verwerthung und Ausarbeitung besorgt Moritz Ritter, der auch den dritten Band herausgeben wird; seine kundige Hand ist aus den Abhandlungen der Münchner Akademie und andern Special-Arbeiten längst bekannt. Für die Geschichte Oesterreichs sind manche dieser Briefe, Acten und Relationen nicht neu, in der Beleuchtung aber, die sie von der ganzen Peripherie der Zeitgeschichte erhalten, wird ihre historische Betrachtung viel interessanter. Sindely hat in seiner Geschichte Rudolfs II. schon Vieles benutzt. Das Getriebe der Parteien zwischen Rudolf und Mathias bekommt erst so den rechten Hintergrund, indem es in den Schwinkel der politischen Weltlage gerückt ist. (Vergl. die Actenstücke 6, 12 zc.). Die Geschichte Christians von Anhalt tritt überall in den Vordergrund. Mit welcher Umsicht dieser Mann die Fäden der Politik in seiner Hand hält, der Scharfblick, mit dem er die Schwächen von Freund und Feind erkauert, geht aus vielen Actenstücken hervor, er steht im Mittelpunkt aller Unternehmungen gegen das Haus Oesterreich. Er ist überall, über halb Europa spannt er sein diplomatisches Netz, „um obstacula wegzuräumen, die funsten sehr geschadet hätten.“ In seinem Bericht über die Gesandtschaft an den Kaiser Rudolf (Sept. 8 — 20. 1609) weiß er genau, daß die kaiserlichen Rätthe unter sich selbst Privatfeindschaften

haben, daß sie in Furcht vor Beschwerden gegen ihr Regiment leben, daß der Kaiser sogar einem Theil von ihnen sein Unglück beimeße. Kaiser Rudolf erklärte selber: „Man wüsste im Reich nunner wol, wie allhie gehaust würde.“ Als die Böhmen nach dem am 25. August empfangenen Majestätsbrief ihre Truppen gegen ihr Versprechen noch nicht abdankten, äußerte der Kaiser unwillig, „sie wüßten, daß solche Abdankung allbereit erfolgt, wan nit der von Anhalt hieher komen were.“ Anhalt fand hinwiederum die Zustände am kaiserlichen Hofe „ser haufelig.“ Die Relationen Christians in ihrer Klarheit, scharfen Charakteristik und schlagenden Wendungen sind wahre Musterstücke diplomatischer Kunst, die ausschließlich thatsächliche Präcision des Diplomaten findet nur in den venetianischen Gesandtschaftsberichten ihres Gleichen. Er verstand es mit aller Schlaueit die öffentliche Meinung zu gewinnen und auszubeuten; dies ist ihm überall, wo er die Feder anführt, die Hauptsache (vergl. Nr. 63). Christian von Anhalt hatte den Herrn von Dohna nach Venedig gesandt, um mit der Republik zu pactieren, andrerseits zu spionieren, ob der Pabst Truppen nach Tyrol sende. Er schreibt nun an Anhalt: „Von den deutschen Fürsten weiß man in Venedig nichts, als was in 10 bis 50 Jahr alten Relationen steht: Halten dafür, wan die Deutschen nüchtern sein, so denken sie, sie seien krank, wenden alles „ive auf, den Bauch zu füllen, fürchten sich vor dem Haus Oesterreich und für dem Pabst; unter den Fürsten sei niemand, der den Krieg verstünde, als mein gu. Fürst und Herr (Anhalt); von den Lutheranern glaube man, sie lebten ohne Erkenntniß, wie die barbari.“ Diese echt italienische Charakteristik hatte freilich ihre Gründe. Was im Reich Christian von Anhalt als Gegner der Habsburger leistete, das that in den Erblanden Tschernembl, dieser unermüdlische Agitator. Er hatte mit Christian und Reichard von Starhemberg eine Zusammenkunft in Wittingau (Nr. 63). Christian hatte die Reise nach Böhmen zu Mathias gemacht, der aber in Preßburg war; Christians Kanzler Dr. Crell starb in Prag, „aber ich habe, schreibt er, leider uf solcher saufreise den gutten man eingebüßet, der dan zu Prag todes fahren.“ Der Kaiser ließ sich rasch des Nachlasses bemächtigen, „dass der Kaiser selbst solle gesagt haben, dass allein die Sachen, so er in opere stehen gehabt, in die 3000—4000 florin würdig.“ „Interim ist got lob der beste vogel entflogen, one welches hulf sie in ewigkeit nicht mit den furnembsten sachen zu recht kommen werden.“ Sehr interessant sind die Verhandlungen Christians mit Tschernembl und die verrätherischen Unterhandlungen der ober- und niederösterreichischen Stände „bei der gegenwärtigen Not des Hauses Oesterreich.“ (vergl. S. 72 u. S. 155); verlangen sie ja sogar, die unierten Fürsten mögen sich Oesterreichs (d. h. ihrer) als der Vormauer des Reichs gegen den Erbfeind mit Rath und That annehmen. (Vergl. Nr. 80.) Erzherzog Maximilian tritt hier als einer der tüchtigsten Kämpfer für das Recht seines Hauses gegen die Ubergrieffe der Stände hervor, er ist heftiger als der König. Die Stände schrieben freilich, sie wollen nichts mehr, als daß die Huldbigung nach Herkommen geleistet und ihre Freiheiten in dem Stande gelassen werden, wie sie unter Max II. waren; aber die Verhandlungen der Stände in Horn (11. Januar 1609) zeigten, wie sie ihre unbilligen religiösen und politischen Ansprüche derart steigerten, „dass sie uns im Lande nichts als nur den Namen des Landesfürsten lassen, uns aber wie einen Inwohner traktieren wollen.“ Actenstücke 90 und 91 sind für die Geschichte des Streites der oberösterreichischen Stände mit der Regierung von hohem Interesse; man sieht, daß sie auf die offene Empörung lostreiben, so daß ihnen sogar Löfenius rät: „weil der Erfolg des Krieges zweifelhaft ist, das Land dabei geschädigt wird und man seiner Obrigkeit „so viel immer gewissens geschehen kann nachgeben“ soll mit dem Kriege zurückhalten, so vil ohn höchste Gefahr geschehen kann.“ Man vergleiche dazu Nr. 92, den Brief Christians von Anhalt an Zierotin. Der Blick der Fürsten ist überall auf das Ausland (auf Heinrich IV.) gerichtet. Der Einblick in das politische Getriebe der Fürsten und Stände ist in einer Weise geöffnet, daß das vollste pragmatische Verständniß möglich ist, über den Charakter und die Fähigkeiten der dabei theilgenommenen Personen wird man bis ins kleinste Detail belehrt.

Es ist freilich auch ein trostloser Einblick in den schleppenden Gang dieser ewigen Resolu-

tionen, die nichts zu Wege bringen. Man kann nur mitwünschen, was Buwinkhausen ausspricht: „dass numer die Feder bald ausgearbeitet haben und ein anders in die Faust zu nemen sei.“ Der Züllichsche Erbfolgestreit wird durch eine Menge von Nachrichten beleuchtet, die Instruktionen der Fürsten an ihre Geschäftsträger, die entsprechenden Verhandlungen mit Frankreich und Spanien, Heinrichs IV. Hekereien gegen den Kaiser und sein zweideutiges Benehmen den Fürsten gegenüber. Erzherzog Leopolds energisches Einschreiten gegen die possedierenden Fürsten bietet, viel des Interessanten und Neuen. Als die Zwietracht der deutschen Fürsten Heinrich IV. klar wurde, erwiedert er auf die Anfrage, ob die beiden possedierenden Fürsten im Vertrauen auf seine Hilfe zu den Waffen greifen sollen: „er sei nicht ihr Rathgeber“ und auf die Bitte um Geld: „er sei nicht ihr Banquier;“ sie seien zwieträchig und würden sich ruinieren, sie sollten auf einen Ausgleich mit dem Kaiser denken. Der König spannt also wieder aus, seit sich die Dinge in Böhmen gebessert hatten und in Folge der Nachrichten, daß deutsche Fürsten dem Kaiser Beistand leisten werden. Eben so werthvoll sind die Berichte Lenks über Venedig und seine politischen Verhältnisse, wie über die Ausbreitung der Reformation in dem Gebiete der Republik. (S. 463). So tritt durch dieses Werk die politische Thätigkeit Hollands, Spaniens, Venedigs, Frankreichs, des Reiches und seiner Fürsten, der Stärke der österreichischen Erblande, des Kaisers in ein leicht faßbares Gesamtbild, dessen gründlicher Bearbeitung nichts mehr im Wege steht. Ein Anhang bringt werthvolles Material für die Geschichte Italiens in diesem kurzen Zeitraum, besonders für Venedig, Savoyen und den Kirchenstaat in ihren Beziehungen zu Heinrich IV. — Die Geschichte Europas im 17. Jahrhundert hat durch das mühsam gewonnene und reinlich gesichtete Material eine gründlichere Bereicherung erfahren; möge bald der 3. Band und diesem eine umfassende Bearbeitung der Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges folgen, zu der wohl Ritter nach seinen schönen Vorarbeiten am meisten berufen ist.

Dr. L. Chevalier.

Dr. August Fournier. Abt Johann von Victring und sein Liber certarum historiarum. Ein Beitrag zur Quellenkunde deutscher Geschichte. Berlin 1875. F. Vahlen. XII. und 154 S. 8°.

Ziemlich allgemein kann man die Klage vernehmen über den verwahrlosten Zustand, in welchem sich die meisten und noch dazu die bedeutendsten Geschichtsquellen Oesterreichs befinden. Besonders für die Quellen des späteren Mittelalters, in welchem mit dem Sinken der Reichsgewalt die Territorialgeschichten eine erhöhte Bedeutung erhalten, ist bisher wenig genug geschehen, so daß wir noch bis auf den heutigen Tag unsere Belehrung aus den Ausgaben der Pez, Rauch und Dobner zc. holen müssen, aus Editionen, die trotz der Verdienste ihrer Verfasser um die Erweiterung unserer historischen Erkenntnisse doch in keiner Weise mehr dem Standpunkte der modernen historischen Kritik entsprechen.

Mit um so größerer Freude begegnen wir daher den Arbeiten, welche gleich der vorliegenden diesem Uebelstande abzuhelpen geeignet sind. Herr Fournier hat seine Thätigkeit einem der hervorragendsten Geschichtschreiber des XIV. Jahrhunderts zugewendet — dem Abte Johann von Victring, von welchem man bisher, weder was seine persönlichen Verhältnisse noch den Umfang und die Quellen seines Werkes anbelangt, eine klare und sichere Anschauung gewinnen konnte, zunächst schon deswegen, weil Böhmer in seiner Ausgabe des Johannes Victoniensis den ursprünglichen autographen Entwurf des Geschichtswerkes keiner vollständigen und genauen Würdigung unterzogen hat. Über alle oben genannte Punkte gibt uns Herr Fournier eingehende Aufklärung, wie man sie von ihm nach seiner Kritik ¹⁾ des Wahrenholz'schen Versuches, die

1) A. Fournier, Zur Kritik des Johannes Victoriensis. Z. f. d. ö. Gymn. 1873. pag. 717 ff.

Verhältniſſe des Abtes von Victring aufzuhellen, erwarten konnte. Sein Werk enthält zwei Theile. Der erſte verbreitet ſich über die perſönlichen Verhältniſſe des Johannes Victoriensis, über die Münchner Handſchrift über den Entwurf des Liber certarum historiarum, über die erſte und zweite Redaction des Werkes. Im zweiten Theile — den Beilagen — gibt der Hr. Verfaſſer einzelne Proben aus dem Victringer Chartular. Der zweite Theil iſt, das ſei hier vorausbemerkt, zugleich der ſchwächere des ganzen Buches. Einzelne Incorrectheiten im Drucke und unrichtige Lesarten kommen vor. *) Es will mich bedünken, als habe der Hr. Verf., zu frieden, ſo ſchöne Reſultate in dem erſten Theile erreicht zu haben, etwas zu raſch über den zweiten hinweggeſehen. Dieſer Umſtand darf aber die bedeutenden Verdienſte des Hrn. Fontnier für den erſten Theil der Arbeit in keiner Weiſe ſchmälern. Es iſt ihm gelungen nachzuweiſen, daß Johann von Victring am Hofe Herzog Heinrichs von Kärnthen, nach deſſen Tode bei Albrecht II. von Oeſterreich, ſowie auch bei dem Patriarchen Bertrand von Aquileja eine Vertrauensſtellung einnahm. In Bezug auf das Werk erfahren wir, daß der Chroniſt dasſelbe in verſchiedenen Redactionen vollendete. Im Jahre 1341 ſchrieb er den Entwurf einer Geſchichte der Jahre 1231—1341, den er „Liber certarum historiarum“ zubenannte und der zum großen Theile auf der Darſtellung des ſteiriſchen Reichchroniſten fußt, ſowie ſich für geringere Punkte die Benützung des Einhard, des Regino und des Otto von Freising nachweiſen läßt. Dieſen Entwurf hat Johann im J. 1342 umgearbeitet, indem er zunächſt mit der Geſchichte des Jahres 1217 begann und ſie bis 1339 führte. Dieſes zweite antographiſche Concept iſt verloren gegangen. Im Jahre 1343 hat der Autor ſein Buch neuerdings umgearbeitet. Es begann nun mit den Zeiten der Karolinger. Eine Reihe neuer Quellen wurden bei dieſer Erweiterung zu Rathe gezogen. Das Werk ſchloß mit der Geſchichte des Jahres 1343; einzelne Randzuſätze, Veränderungen im Texte weiſen darauf hin, daß auch dieſe Redaction nicht die entgeltliche ſein ſollte. In der letzteren Geſtalt iſt das Werk einem ſpäteren Compiler vorgelegen (Pez' Anonymus Leobienſis), der mehreren öſterreichiſchen Annalen entlehnte Zuſätze hinzufügte. Dieſe ſind in Kürze die Reſultate und die Ziele, zu denen der Herr Verfaſſer gelangt, und denen wir vollſtändig beſtimmen. Die Hauptarbeit für eine kritiſch geſichtete Ausgabe des Johannes von Victring iſt auf dieſe Weiſe gelöſt, wenn auch im Einzelnen noch hie und da ein Punkt dem Herrn Verfaſſer entgangen iſt. In dieſer Beziehung vermiſſen wir unter den Quellenangaben auch den Königsaaler Abt Petrus von Zittau. Daß Johann von Victring über die meiſten Punkte der böhmischen Geſchichte ſeiner Zeit ſehr ſorgfältig berichtet iſt, lehrt ein einfacher Blick in ſein Werk. Er erhält Nachrichten von Perſönlichkeiten, die auch den böhmischen Geſchichtſchreiber mit Material verſehen haben; er hat einzelne Kapitel, die ſich ebenfalls in der Königsaaler Chronik finden. So findet ſich zum Jahre 1336 eine lange Stelle über die Kleidertracht nach dem Tode des Königs Albrecht, von welcher Böhmer ſagt: Sie ſcheint mir nicht von Johannes von Victring herzurühren, ich bin indeß nicht im Stande ihren ſonſtigen Urfprung nachzuweiſen. Man vergleiche nun dieſes Kapitel mit dem XXIII. Kapitel des 2. Buches bei Peter von Zittau, dem es der Domherr Franz aus Prag (II. Buch cap. XIX) wörtlich entnommen hat, und man wird die merkwürdige Uebereinstimmung ſofort wahrnehmen. Nach den ſpeziellen Details, die Peter von Zittau in dieſem Kapitel gibt — es eiferten ſtrengere Männer gegen die neuen Moden, einer von ihnen ward deſhalb in Kuttenberg erſchlagen — iſt ſein Bericht als der urſprüngliche anzusehen. Damit will ich nun keineswegs

Dr. K. Mahrenholz. Liber 3. von Victring als Hiſtoriker. Forſchungen z. d. Geſchichte 1873. pag. 533 ff.

2) Vgl. die Recenſion von Heller in den Göttinger G. Anzeigen 1875. Nr. 6. pag. 177. Zugleich verweiſe ich auf die beiden anderen Rec. Lit. Centralblatt 1875. Nr. 15 und Sybel hiſtoriſche Zeitſch. 1875. pag. 409.

behaupten, daß dem Johannes Victoriensis die R. Geschichtsquellen vorgelegen seien. Die Uebereinstimmung läßt sich vielmehr auf den regen Verkehr aller damaligen Cistercienseräbte unter einander zurückführen. Es war Regel, daß sie sich im Jahre einmal beim Generalcapitel im Mutterkloster vereinigten. So ist es denn ein an sich schon interessantes Verhältniß — die Beiden hervorragendsten Geschichtsschreiber Deutschlands in der damaligen Zeit unbeschadet der entgegengesetzten Interessen, denen sie dienen, mit einander im regen Wechselverkehr zu finden. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir unseren böhmischen Geschichtsschreiber über österreichische, fährthürische und tirolische Verhältnisse so gut unterrichtet finden.

Von sonstigen Einzelheiten ist mir noch die Stelle aufgefallen (pag. 2): Bald folgen reiche Vergabungen . . . und unterm 19. Jänner 1146 nimmt Papst Eugen III. das monasterium sanctae Mariae de Victoria in seinen apostolischen Schutz, bestätigt den Besitz, erklärt es frei vom Zehent „und die Mönche von der Hände Arbeit.“ Das scheint mir doch eine sehr unglückliche Deutung der betreffenden Stelle zu sein.

Außer den oben genannten Vorzügen, welche die Arbeit des Hrn. Fournier hat, ist noch die lichtvolle Darstellung und die klare Zusammenfassung des Ganzen zu loben. Wir freuen uns der schönen Resultate, die er erzielt und dürfen recht bald eine neue kritisch gesichtete Ausgabe des Johannes von Victring erwarten, der für den Südosten Deutschlands das ist, was sein Zeitgenosse Petrus von Zittau für den Nordosten und den man in neueren Tagen nicht mit Unrecht als den Otto von Freising des XIV. Jahrhunderts bezeichnet hat.

Wien, im Juli 1875.

Dr. J. Poserth.

Franz Xaver Schneider. Karl Kaspar Reitenberger, der Begründer von Marienbad. Biographische Skizze mit dessen Bildnisse in Tondruck. Prag 1875. Selbstverlag.

Die pierärvoll geschriebene Biographie des edlen Abtes von Tepl und Begründers von Marienbad, welcher, durch Intrigue würdiger Klosterbrüder zur Niederlegung seiner Würde vermoht, im Kloster Wilten bei Junsbrud sein Dasein schloß, hat der Verfasser bereits früher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlicht, neuerlich aber mit dem wohlgetroffenen Porträt Reitenbergers geziert in geschmackvoll ausgestatteter Separatausgabe wieder erscheinen lassen, um damit Freunde für das dem verdienstvollen Abte in Marienbad zu setzende Denkmal zu werben. Wir können diesem edlen Vorhaben nur besten Erfolg wünschen, und hoffen mit Recht, daß die freundliche Gabe Prof. Schneider's allerseits gehörig gewürdigt werden wird.

£.

II.

Literatur.

W. Wenhart. „Gefeuranken.“ „Lieder und Sonette“ Wien, in Commission bei Alfred Hölder, Univeritätsbuchhändler. 1875. VIII. und 120 S.

Poeten, zumal die lyrischen, haben in unserer blasirten, skeptisch gestimmten, nüchternen, materiellen und praktischen Interessen huldigenden Zeit einen schweren Stand. Wenn dessen ungeachtet auf dem Gebiete der Dichtkunst, so wenig wie auf jenem der bildenden Künste und der Literatur überhaupt, die Thätigkeit nicht stockt und sich das Angebot fortdauernd in einem umgekehrten Verhältnisse zur Nachfrage erhält, so kann dieser immerhin überraschenden Erscheinung entweder nur die überhaupt nach allen Richtungen des menschlichen Strebens und geistigen Rin-

gens ausfluthende und sich als titanenhafter Wettkampf manifestirende Produktion und neben der gährenden Kraft wohl auch die überall mitunterlaufende unbezwingliche Eitelkeit oder aber jener höhere, der menschlichen Seele innewohnende Schöpfungsdrang, der unüberwindliche Zug zum Idealen und das allen widerstrebenden Mächten zum Troze doch stets wieder zum Durchbruche gelangende Sehnen nach dem Schönen, Guten und Wahren als erklärende Ursache zu Grunde liegen.

Wenn uns nun inmitten der auf- und niedervogenden Erscheinungen der Zeit in Fragen der Kunst und Poesie und der allerdings nicht zu läugnenden Überproduktion gegenüber keine andere Wahl als die obige Alternative übrig bleibt, so müssen wir gestehen, daß wir es mit dem zweiten Satze derselben halten, denn wir gehören nun einmal zu jenen unverbesserlichen Idealisten, die sich noch den Glauben an das alte: „Est Deus in nobis, agitante calescimus illo“ bewahrt haben und die sich noch immer durch den Ruf des idealsten aller deutschen Dichter: „Doch fürchte nichts, es gibt noch edle Herzen, die für das Hohe und das Himmlische erglüh'n!“ ermuthigen lassen. Wendet man uns ein, daß dies für unsern Haus- und Privatgebrauch gut sein mag, aber für den Bedarf des Kritikers nicht ausreiche; so können wir nur darauf erwidern, daß wir auch auf diesem Standpunkte nicht von unserer Grundanschauung abweichen können, und daß wir, wenn einmal veranlaßt, uns einem neuen poetischen Produkte gegenüber kritisch zu verhalten, dasselbe im Sinne unserer eigenen inneren Überzeugung und gewissermaßen im Namen jener grundsätzlichen Vollmacht um seine Herkunft und Legitimation, um seine Sendung und Absicht fragen. Fällt die Antwort unseren Wünschen entsprechend aus, so ist uns der neue Gast hoch willkommen gleich einem lieben alten und werthen Freunde, und zieht er wieder weiter, so begleiten wir ihn mit unserem besten Segen zu dem nun doch einmal nicht vermeidlichen „Kampfe um's Dasein,“ überzeugt, daß er ihn rühmlich und standhaft bestehen werde. Auch lassen wir ihn nicht ziehen, ohne, ihm zum Troste und zur Ermuthigung einige Worte aus Hamman's, des alten „Magus aus Norden,“ Aesthetica in noce in's Gedent- und Wanderbuch zu schreiben, nämlich: „Die Poesie ist die älteste Sprache des Menschengeschlechtes. Der Gartenbau war früher als der Ackerbau, die Malerei früher als die Schrift, der Gesang ist älter als die Declamation, Gleichnisse waren früher als Schlässe und der Tausch ist älter als der Handel.“

Auf diese Weise haben wir auch den Poeten W. Wenhart empfangen und im obigen Sinne haben wir ihn um seine Legitimation gefragt. Und da haben wir denn erfahren, daß er „ein froher Sängersmann“ sei, der „sein Dasein,“ die ewige Schönheit der „Natur,“ die „Eiche und den Esen,“ den letzteren und die „Tanne,“ aber auch die „Rose,“ das „Märzveilchen,“ den „Mai,“ die „hohe Alpe“ und die „Walbesquelle,“ den holden „Lenz,“ aber auch den „Sturm,“ „Sonne und Sterne,“ „die Abenddämmerung“ und „Nacht,“ sodann den lieben „Gott,“ „den Traum,“ seinen „Garten“ und sein „Nebengemach,“ aber auch sein „eigenes Herz“ und sein „inneres Leben,“ „die Liebe,“ „den Wein,“ „deutsche Frauen und Mädchen,“ so wie deutsche Art, nicht minder jedoch auch „Mannes Ehre und Treue“ u. s. w. besinge. Sage Niemand, dies Alles und Aehnliches sei ja eigentlich nichts Neues und gehöre zu den hundertfach, ja tausendfältig besungenen Dingen; wir wissen das wohl und fügen sofort hinzu, daß sie noch hundert- und tausendfältig werden in Lied und Reim gefeiert werden. Das wären uns auch seltsame Poeten, die nicht Gott und Natur, Welt und Leben, Wein, Frauen und Gesang im Liede zu verherrlichen und zu preisen, überhaupt ihren Gefühlen diesen Themen gegenüber entweder „himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt“ nicht Worte zu leihen verstünden. Der obige Einwand hat also nichts zu bedeuten und widerlegt sich eigentlich durch sich selbst. So alt die Welt ist und so lange menschliche Herzen schlagen, haben in den letzteren gewisse, ewig wieder neu ertönende Grundaccorde einen lauten Wiederhall gefunden und hat der Spiegel des Menschengesittes die Bilder der Schöpfung reflektirt. Man könnte also in einem gewissen Sinne von einer covenischen Musik sprechen, deren Grundtöne eine dichterische Seele in Schwung versetzen wie der Hauch des Zephyrs die Saiten einer Aeolsharfe. Selbstverständlich kommt sodann

Alles auf die Befaitung und die Beschaffenheit des Echos an. In die Form eines ästhetischen Gesetzes gebracht, lautet etwa die Regel: „die Poesie ist die Kunst des Geistes, die den Gedanken in Bild und Rhythmus für Anschauung und Gemüth lebendig bildet;“ so definiert wenigstens ein gewiegter Aesthetiker, M. Carriere, das Wesen der Poesie, und erst neulich hörten wir wieder einen Kritiker anlässlich der Beurtheilung zahlreicher neuer Gedichtsammlungen sagen: „Die Poesie hat die Aufgabe, das Wechselspiel des Lebens in concreten Gebilden und in einheitlicher geschlossener Form darzustellen.“

Die Anwendung dieser abstrakten Sätze auf unseren Poeten ist nicht schwer. Das Wechselspiel des Lebens und die Erscheinungen der Welt gestalten sich in seiner gesunden und wohlorganisirten, mit klaren Augen anschauenden Seele zu krystallhellen, oft, ja meistens morgenröthlich aufleuchtenden Gebilden, und seine poetische Mittheilungsgabe verfügt über die entsprechenden Mittel, um das Selbstangesehene und Tiefempfundene auch für fremde Mitanschauung und Mitempfindung darzustellen. Mit anderen Worten: Wenhart macht auf uns den vollen und ungetrübten Eindruck einer echten poetischen Natur. Hiemit glauben wir ihn auch schon hinlänglich zur Unterscheidung von dem großen Haufen derjenigen gekennzeichnet zu haben, die auch „oftmals und bei verschiedenen Gelegenheiten in Versen zu sündigen“ pflegen, weil sie überhaupt einer gebildeten Sprache sich „bedienen.“ Indem wir ihn von dieser Sorte der landläufigen Gelegenheitsdichter eximiren, wollen wir ihn keineswegs von der Spezies der berechtigten Gelegenheitsdichter ausgeschlossen haben, denn wir halten es mit der Anschauung eines Kritikers, der übrigens selbst auch ein Dichter von gutem Klange ist, „daß es in der Lyrik sowohl bei demjenigen, der sie hervorbringt, als auch bei demjenigen, der sie genießen soll, hauptsächlich auf die Stimmung ankommt.“ Was aber ist die „Stimmung“ anderes, als eben die „Gelegenheit“ zum Dichten? In seinem, vor Kurzem erschienenen Briefwechsel mit der Schwester Christofine und seinem Schwager Meinward klagt selbst ein Schiller über den quälenden „Mangel an Stimmung, die hingegen oft binnen 10 Minuten über ihn komme in der Gesellschaft eines guten, denkenden Fremdes, oder bei der Lektüre eines trefflichen Buches, oder beim Anblicke des blauen offenen Himmels.“ „Es scheint,“ meint Schiller, „daß Gedanken überhaupt nur wieder durch Gedanken hervorgehoben werden können, und daß unsere Geisteskräfte ein Instrument sind, das von Geistern gespielt werden muß.“ Hiemit bezeichnet sich aber Schiller in diesem Sinne selbst als einen Gelegenheitsdichter, und bekanntlich klassificirt auch Göthe jedes gute Gedicht als Gelegenheitspoesie.

Den besten Schlüssel zum Verständnisse seiner dichterischen Natur liefert uns Wenhart mit dem Gedichte „Mein inneres Leben,“ S. 42 u. ff. in die Hand, und auch in dem kurzen, aber schönen Liede: „Das walte Gott,“ S. 19 u. ff., so wie in der pietätvollen Reminiscenz an Hermann von Sileu, „den deutschen Sängersmann, der für das Höchste war begeistert, wofür ein Menschenherz je schlagen kann,“ und dem er „gleichen möchte,“ erschließt er uns die Tiefe seines dichterischen Gemüthes. In „Lorbeer und Palme,“ S. 3, feiert der Sänger Schiller's Andenken bei dessen Säcularfeier, S. 33 u. ff. widmet er dem heimatischen Dichter J. Hausleutner ein wehmuthsvolles Gedichtblatt. Wie die Mehrzahl der Gedichte in der Abtheilung: „Liebe, Lied und Leben“, dieser bei unserem Dichter engverbundenen und sich innig durchdringenden Trias, bezeugen, bilden zwar heitere Lebensanschauung, fröhlicher Sinn, inneres, dankbar empfundenes und bescheiden großes Glück und freudiger Strebensdrang den Grundton oder das Diabason dieser in sich selbst harmonisirten, friedlich ausgeglichnen und auch wieder Frieden ausstrahlenden Dichterseele, einer glücklich angelegten „Frohatur“ im besten Sinne dieses Göth'schen Wortes, welche mitunter auch den Scherz und die Verwerthung schalkhafter Gedanken nicht verschmäht, wie die beiden munteren Gedichte: „Nachtwächtergedanken“ und der „Landrath und der Stenograph“ beweisen; doch sind ihr auch der volle Lebensernst, tiefe Wehmuth und echte Trauer nicht fremd, wenn sie gleich keine bleibende Verbüsterung oder bittere Vergrämung als Bodensatz im Gemüthe zurücklassen. Außer den schon oben angedeuteten gehören auch noch einige andere Gedichte, wie: „Im Friedhofe“, „der blinde Zitherspieler“, „Einst und Jetzt“, „am Aller

seelentage“, „die Erwartung am Gestade“, „das Thränenkrüglein“ (einer Lausitzer Sage nachgebildet) u. dgl., dem ernstern und empfindsamern Genre an, doch ist der Dichter von jeder falschen Sentimentalität oder einem affectirten Pathos frei. Es sind eben warme und tiefe Herzenslaute, die er durch seine Saiten wehen läßt; am hellsten und aueregendsten erklingen dieselben aber, wenn er denselben, wie bereits gesagt worden, Töne der Lebensfreudigkeit und des Frohsinns entlocken oder seinen Gesang mit munterm Scherz und gutmüthig-schalkhaften Humor würzen kann. In diesen Fällen meistert er auch am leichtesten den Vers in edler und gefälliger Weise und Gefühle und Gedanken wiegen sich auf den Wellen rhythmischen Wohlklanges. Wenn wir etwas auszuweisen hätten, so wäre es etwa, daß wir in dem Sonette: „Gedenkst du noch?“ 3. Strophe „Du sprachst:“ „Laß dem, der uns das Glück bereitet, uns bitten“, das „dem“ für einen Druckfehler erklären möchten, und daß sich in dem kleinen Gedichte: „Hörst du den Sturm?“ das ungewöhnliche: „An meiner Seele bleibt immerhin ein treuer Hort“, leicht durch ein: „denn meine Seele bleibt“ u. s. w. leicht verbessern ließe. — Eine Reihe patriotischer Gesänge bildet den Schluß der ersten Abtheilung der Gedichte und zeigt uns den Poeten eben so begeistert für Freiheit und Vaterland als kaisertreu, ohne sich in banalen Phrasen zu ergehen. Das „Widmungsgeheim“, in welchem der Dichter seine zum Lied gewordenen Gefühle und Gedanken — „das anspruchslose Laubgewinde“ — „als Eichenkranz“, „dem deutschen Volke, der kräftigen Eiche“, dedicirt, manifestirt seine spezifisch deutsche Gesinnung. Auch das dem Titel des Buches zur Erklärung dienende Gedicht „Tanne und Eiche“, S. 7 verhilft einem schönen Gedanken zum Ausdrucke. Die II. Abtheilung: „Ein Sängersflug durch's deutsche Reich“ besingt in 40 wohlklingenden Sonetten, wie es scheint des Dichters Lieblingsform, die Eindrücke einer Rundfahrt durch Bayern und Franken, durch die Neckar-Main- und Rheingegenden, dann durch den Norden Deutschlands und zeugt durch das richtige Erfassen der Hauptpunkte an jeder einzelnen Haltstelle sowohl für des Dichters Bekanntschaft mit der betreffenden Lokalgeschichte, als auch für dessen deutsche Gesinnung. Da wir einen Theil dieser Reiseroute aus eigener Anschauung kennen, so steht uns auch ein Urtheil darüber zu. — Unseres Wissens ist der Verfasser ein Schulmann und der Herkunft nach ein Deutschböhme. Wir können seinen Schülern zu einem so feinfühligem und poetisch disponirten Lehrer nur gratuliren. — Die Ausstattung des 120 Seiten umfassenden Bändchens ist anständig und der Druck im Ganzen correct; wir würden aber diesen gemüthvollen Poesien auch in milder eleganter Gewande weitere Verbreitung wünschen.

Adolf Berger.

Vom Büchertische der schönen Literatur.

Das Materiale der zu besprechenden Bücher hat sich diesmal wieder zu einem respectablen, Haufen gesammelt. Die Autoren sowie das Publikum mögen daher entschuldigen, wenn die Besprechung dieser Bücher eben nur eine allgemein charakterisirende ist; sie dürfte aber hinreichen um Werth und Unwerth des Kunstwerks unter einen allgemeinen Brennpunkt zu bringen.

Zunächst ist es der im Verlage der Aktiengesellschaft Bohemia erscheinende Roman Friedrich Karl Schubert's, „Wlasta“, welcher nicht bloß die Aufmerksamkeit des Referenten fesselt, sondern sich auch besondere Bedeutsamkeit zu sichern vermag. Wir haben bereits die in diesen Blättern wegen ihrer markigen Charakterzeichnung, sowiewegen der dramatisch kernigen Sprache gerühmte gleichnamige Tragödie: „Wlasta“ desselben Autors kennen gelernt. Dieselbe steht mit jenem Romane in gar keiner Beziehung. Die Titelheldin jenes Romanes ist eine moderne Schauspieler, und seine Handlung spielt in der Jetztzeit ab. Diese Handlung ist vielgegliedert, reich verzweigt, bewegt sich meist in den Kreisen der Gesellschafts- und Geistesaristokratie, und da die Knoten erst in den letzten Kapiteln zur Lösung gebracht sind, hält sie eine stets rege Spannung wach. Allerdings sind die Effekte und Affekte der Exposition und der weiteren Durchführung gegen die Mitte zu feiner und dem gebildeten

Leserkreise in höherem Grade Rechnung tragend, als die Katastrophe dieses Romans, in welchem sich zuletzt das Laster erbricht; zum Glück sind aber alle Conflictc der sehr geschickt angelegten Intriguen doch nur die Rabien der Dämonie einer Frau, die sich endlich als Teufel entpuppt. Den vereinten, in den letzten zwei Capiteln etwas zu abrupt und gewaltsam wirkenden Kräften der verschiedenen Deorum ex machina gelingt jedoch der helle Sieg der Tugend, als deren schönste Interpretin, Wlasta die Romanheldin erscheint, die den leichtbeweglichen, weichen und etwas verschwommenen Dr. Alfred Stromer — zu festigen und zu gleicher Heldenthath anzuspornen versteht.

Der ganze Roman ist höchst ideal gedacht, und wiewohl zwischen der „Wlasta“ des Schubert'schen Romans und der „Wlasta“ des Schubert'schen Dramas nicht die geringste stoffliche Verwandtschaft vorhanden ist, so erkennt man doch aus den Klauen den Löwen. Es sind dieselben großangelegten Situationen, es ist dieselbe Vorliebe für die Zeichnung imposanter Frauencharaktere, denen die Männerwelt meist nur zum Relief dient. Hier im Drama „Wlasta“ und „Riuffa“ im Nebelreich der Sage wahre Hünengestalten, dort im Romane die Heldin „Wlasta“ als imposante Lichtgestalt und die Fürstin Batowsky als rechenhafte Nachtgestalt.

Schließlich sei mir gestattet kurz zu erwähnen, daß Herr Fried. Karl Schubert nicht unser Landsmann, wie wir einmal vermuthet, sondern ein Bayer und ein k. bairischer Hauptmann à la suite ist, also das Seitenstück zu dem gleichfalls so hochbegabten deutschösterreichischen Dichter und Landwehrhauptman Friedrich Marx, Beide — Kämpfen nicht bloß mit dem Schwert, sondern auch auf idealstem Gebiete mit der Feder, Beide nicht bloß der behaglichern lyrisch-epischen, nein auch der bewegteren und opfervolleren dramatischen Muse sich kräftig in die Arme werfend.

Diese biographische Berichtigung in Betreff eines Autors erinnert mich daran, daß Franz Brümmer's Dichterlexikon zwar noch nicht bis zu Schubert, allein schon bis an das H. herangerückt sei. Der Fleiß, die Gründlichkeit seiner Behandlung, die leichte und doch ernste Vortragsweise eignen es zu einem Nachschlagsbuche für Freunde der Literaturhistorie, wie wir in dieser Umfang und Vollständigkeit noch keines besitzen. Dies sind nicht bloß kostbare und anregende Materialien für den Literaturhistoriker, sondern auch für jeden Literaturfreund, so wie zur belehrenden Orientirung des Laien.

Auf eine nicht minder rasche Weise schreitet Josef Kehrlein's zu Nachen bei Leo Tepe (1875) poetische „Blumenlese“ vorwärts. Bereits liegt das 7. Lieferungsheft bis zu den Autoren des Buchstabens R gehend vor mir. Es ist eine organische und lebendige Illustration seines biographisch-literarischen Lexikons — durch poetisches Beispiel und Wort. Die 10. Lieferung wird die „Blumenlese“ zu Ende führen.

Eine prächtige Gabe spendet uns durch sein „Spruchbüchlein“ unser sinnige, auf das wahrhaft künstlerische und auf ihre ersten Zwecke gerichtete deutschböhmische Dichter J. Landler (Wien 1875, R. v. Waldheim)!

Das sogenannte Sinngedicht ist eine in den späteren Phasen der deutschen Literatur nahezu vergessene und mit Unrecht vernachlässigte Spezialität. Die Dichter aus der Epoche Lessing's und Wieland's hielten große Stücke auf das Sinngedicht, auf seine lehrhafte Richtung, auf seinen polemischen Stachel und das Volksthümliche seiner Wirkung. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß bei aller Sorgfalt, welche diese großen Geister theoretisch wie praktisch auf diese Species der deutschen Dichtungsart verwendeten, und bei aller Gediegenheit, mit welcher das Epigramm dazumal kultivirt worden war, dasselbe — etwa die literar. Epigramme und Xenien der späteren Epoche Göthe-Schiller's angenommen — in einem gewissen klassischen Banu geblieben sei. Die Martialisch-Asopische Mustergiltigkeit gab dem Sinngedicht etwas ängstlich und hart Begrenztes in Inhalt und Form, etwas professorenhaft Pedantisches. Seither hat sich der Gesichtskreis nach Inhalt und Form bedeutend erweitert, und gerieth das starre Schema des Traditionellen in einen lebendigern Fluß. Aus allen Schichten des Natur- und Gesellschaftslebens, aus allen Disciplinen und Kunstgebieten holt man sich jetzt den Inhalt für das Epigramm,

welches die engen und schüchternen Pfade des ursprünglichen ethischen Gedichtes in geistvoller Weise durchbrochen hat.

Als solch ein glücklicher Pfadfinder hat sich uns J. Tandler schon in seinen Beiträgen zu den „Dioskuren“ erwiesen. Dieses Spruchbüchlein ist nichts als eine vermehrte Auflage der „Gnomem“, der „Xenien“ und der „Floeken und Brocken“ desselben Autors.

Das nach Inhalt und Form erweiterte Sinngedicht ist es, welches Tandler so fleißig bebaut hat, und das Streben nach Mannigfaltigkeit der Gaben hat die glücklichsten Erfolge des Sponders zu Tage gefördert. Nebst der Moralphilosophie sind es so zu sagen alle Disciplinen, aus deren Gebiete der Kernspruch entnommen ist. J. Tandler hat es dem Referenten äußerst schwer gemacht, für diese Behauptung Belege zu citiren; am liebsten hätte er den Inhalt des ganzen Büchleins übertragen, denn kaum steht ein Spruch dem andern am Werthe nach. Ueberall spricht aus dem in dieser Vortragsform mehr zufälligen poetischen Gewande der in der Schule des Lebens gereifte Denker, der praktische Philosoph zu uns und legt uns häufig in populärster Ausdrucksweise einen längst erkannten, aber lange nicht so bündig und klar präcisirten Spruch auf die Zunge.

Allerdings tritt wie bei dem Sinngedicht überhaupt auch bei dem Tandler'schen der künstlerische und ästhetische Zweck hinter die Tendenz der Ueberzeugung zurück, und das Aesthetische muß von dem Ethischen in dieser Dichtungsform überwunden werden, wie überhaupt im didaktischen Gebiet der Dichtkunst, dessen kleiner, oft ausgelassener Enkel das Epigramm ist. In diesem Sinne ist aber dasselbe zunächst berufen, auch auf die Massen bildend und veredelnd zu wirken und durch das Gemeinverständliche der Form auch dem minder ästhetisch Gebildeten eine Lebenswahrheit nahezubringen. Das Bemühen Tandler's die Wirkung zu erzielen, daß diese Gnomem wie neue Sprüchwörter mundgerecht werden und längst unser Eigenthum zu sein scheinen, wird sich insbesondere bei den aus dem praktischen Leben abstrahirten Sätzen gewiß hie und da bewahrheiten, z. B. Sprüche wie: „Was uns erhebt, das Herz befreit, behält sein Recht für alle Zeit“ — oder „An Licht gewöhnt euch! Legt die Sümpfe trocken und fürder wird kein Irwisch euch verlocken“ oder: „Festes Ziel und gleichen Schritt, traun, es geht die Menge mit,“ oder: „Dem Volke und dem Könige zugleich gefallen Wenige“ oder „Das Recht will ich haben“ — „hat Viele begraben“ oder „Für das, was Schurken ersinnen, sind Thoren leicht zu gewinnen“. — Solche Sprüche vermögen sich leicht in die Volksschichte einzubürgern und sich zu einem Bestandtheil ihrer eigenen Ueberzeugungen zu stempeln.

Wahre Aussprüche des Lebensphilosophen sind die nachstehend überschriebenen Sinngedichte „Egoisten“, „Unbesucht“, „Feinde rings um“, „Genuß und Erkenntniß“, „Fortuna“, „Gold im Herzen“, „Nackerkant“ und sehr viele andere; jedoch wendet sich zuweilen der Lebensphilosoph an gewisse Klassen und Berufsarten, und wird in dem Sinne als er speziell wird, auch epigrammatischer, wie z. B. an die Bureaokratie:

Carriere.

Viele sahst du ihren Weg
Machen nach des Höflings Regeln,
Mancher aber frech und trüg
Wußte sich hinaufzulegen.

Amtsgeſicht — Hausgeſicht.

Nicht will im Haus dein Amtsgeſicht behagen
Und nicht im Forum ziemt dein Hausgeſicht,
Wer wahr und treu ſich bleibt in allen Lagen,
Bedarf der ſchwanken Kunst der Mimen nicht.

Genoß vortrefflich ſind die Abſtraktionen aus der dichterischen und literarkritischen Lebens-

sphäre, wie die Sinnsprüche: „Kritik,“ „Lobhudelei,“ „blutende Bilder,“ „Spötter,“ „Monumente“ und noch eine ganze Menge ähnlicher.

Kulturhistorisch, artistisch, pädagogisch, ist oft manches dieser zutreffenden Sinngedichte gefärbt, oft nimmt es sich aus dem Gebiete moderner Physik oder Naturwissenschaft seine Schlaglichter, oft dringt es in die Gebiete der Politik, des socialen Lebens, der Diplomatie, kurzum in alle Wissens- und Lebensgebiete und zeigt uns in dem Dichter nicht bloß den Denker auch den Humanisten und den Weltmann. So wünschen wir dem Büchlein und seine einzeln Sprüche die Bewahrheitung des letzten Sinnspruches:

„Bleibt nach dir nicht Bild noch Buch,
Sei zufrieden, gibt ein Spruch,
Lebend in des Volkes Munde,
Daß du es geliebt, die Kunde.“

Eine frappante Erscheinung der epischen Muse tritt uns in dem epischen Gedichte Karl Landsteiner's „Erwin“ entgegen. Es ist eine einen modernen Stoff auf 119 Seiten bewältigende Geschichte, die ihren Namen „Erwin“ von ihrem Titelhelden erhielt. Das Büchlein ist in Wien bei Karl Hölder (Universitätsbuchhandlung Beck) 1875 erschienen. Der Dichter hat es absichtlich oder zufällig vermieden, das Gedicht unter eine Gattung zu subsummieren. Ich möchte es am füglichsten eine versificirte Novelle nennen, wie deren Paul Heyse, der feinfühligste und feinsinnigste Poet mehrere geschrieben hat. Ohne alle Frage ist Karl Landsteiner's „Erwin“ eine der bedeutendsten Erscheinungen dieses Genres. Schon das in gebundener Sprache gehaltene Einleitungskapitel dieser aus dem Wiener Leben mit vollem und ganzem Griff abstrahirten Geschichte zeigt die hohe Begabung des Autors. Er gibt uns in feingegliedeter Form einen Überblick über früheres poetisches und über modernes Schaffen, in so kurz gefaßten, so treffenden Reflexionen, daß dadurch unser Sinn für die Gabe hochgespannt wird. Der Dichter sagt weiter: „Von einem Manne will ich Euch erzählen, der von des Glückes Höh' — man nennt' es Glück — herabgestürzt, den Halt doch nicht verlor, verarmt, vergessen, doch sein Schicksal trug, wie's nur ein Edler trägt, der seine Seele im Glend hielt von jedem Makel rein; nicht klein im Großen einft, des Lobes werth, verstand er jetzt, im Kleinen groß zu sein.“ Der Verfasser hat in der Hauptsache Wort gehalten. Wir verfolgen das unverdorrene ethisch schönangelegte Glückskind — den Sohn eines baronisirten Bankiers, von dem Vater in die listernen Spären der großen Welt gezogen, von der Mutter mit liebender Sorge behandelt, mit gleichem Interesse als Helden des Glückes und des Ueberflusses, wie nach dem Sturze des Vaters in Entbehrung und Armut, über dem Grabe seiner Eltern, von seiner ersten strengen Liebe zu einer Sängerin geheilt, sich mit der Tochter eines Arbeiters in beschränkter Weise ein häusliches Glück gründend. Nur fassen wir nicht sogleich, wie der vom Parfüm des Salons getränkte feingebildete Mann sich in das Idyll einfacher, ja oft allzu primitiver Beziehungen seines zweiten Lebensabschnittes kampfslos zu versetzen vermag, und es gibt oft für den Leser einen unangenehmen Eindruck zu verwinden, wenn der Held das Selbstgenügen in dem Behagen unterer Volksschichten finden muß. Doch dies ist die bedenkliche psychologische Seite der Erzählung, ihr eigentlicher dichterischer Werth aber steckt anderswo, in der knappen, ganz reizenden Schilderung der Lebensbilder, im glühenden Colorit und in der zugleich satyrischen Anschauungsweise, mit der er die großen Kreise Wiens ganz prächtig zu konterfeien versteht, in der eben so verlockenden als treffenden Beschreibung einfacher Lebensverhältnisse und in der eben so prägnanten als interessirenden Anwendung des sogenannten locus communis. Wie ausgezeichnet wird Baron Hovens Salon geschildert, der alle Notabilitäten umfaßt. „Doctoren waren hier und Professoren, die Zier der Wissenschaft, der Schmuck der Künste, der Held der Bretter, die die Welt bedeuten, der Held der Blätter, die die Welt regieren.“ — Wie naturwahr, wie humoristisch und maßvoll werden die Orgien geschildert. (Seite 17.) Wie prächtig beschreibt Landsteiner das Theaterwesen und den Triumph einer Sängerin. „Kein Winkel unbefetzt bis hoch hinauf, wo schwindelnd steht das Aug' ein Meer von Köpfen, und weiße Glazen in der Tiefe glänzen.“ Vor unsern Augen wird

die Scene bewegt: „Da strecken aus den Logen sich die Köpfe, wie die der Hühner durch das Käfiggitter, unruhig wird es im Parterre, die Glazen bewegen sich; die strogenden Gesichter sie neigen sich nach Rechts und Links, es wackeln die Häupter wie Pagoden vor Entzücken, es geht ein dumpfes Murren durch das Haus“ — u. s. w. Die Praterfahrten sind ebenso mit einem wahrhaft Makartischen Pinsel effectvoll — unbeschadet der Harmonie gemalt — als die idyllischen Scenen Kleinbürgerlicher Behäbigkeit auf den Wiener Landpartien und als treffend die Gemeinheiten und Frivolitäten des Mob.

Ein so trefflicher Schilderer Landsteiner im Sittengemälde und in Uebersetzung der Gruppe, so sehr gelingt ihm die Zeichnung einzler Persönlichkeiten nach Innen und Außen.

Mir thut es wahrlich Leid, daß ich auf dieses kleine epische Kunstwerk Landsteiners nur ein Streiflicht werfen konnte; allein wir sind sicher, daß es manchen Leser anreizen wird, sich selbst an dieser trefflichen Arbeit zu erfreuen, welcher wir von demselben Poeten recht viel ähnliche Nachfolger wünschen; nur würde ich ihm sodann rathen, entweder den total ungereimten Jambus zu wählen, oder eine gesetzmäßig wiederkehrende Reimverschlingung. Was dazwischen liegt — wie bei diesem Versuch — befriedigt nur unvollkommen das Ohr; es ist ein zu Viel oder zu Wenig im Reimschlag. Doch das ist nur nebenbei gesagt und kann von dem Dichter künftig verbessert werden, da er in jeder Richtung eine Meisterschaft des Ausdrucks besitzt.

Von dem versificirten Fenilletonsstyl zu dem in Prosa gehaltenen Essai gibt es einen gewissen natürlichen Uebergang wie von Landsteiner zu Landau.

Der Bibliograph und Monographen-Sammler Herr Hermann Josef Landau — durch seinen poetischen Hausschatz und durch das Beethoven-Album, dessen Vollständigkeit und gute Auswahl die Kritik im Ganzen mit Achtung und Anerkennung hervorhob — hat auch im Jahre 1875 ein Memoirenbuch unter dem Titel: „Stambuchblätter,“ „Erinnerungen aus meinem Leben,“ erscheinen lassen.

Der Rosenkranz, an welche Landaus Pietät für producirende Geister seine Essais anreicht, ist von den verschiedenen Perlen gebildet, all' den Sinnsprüchen, Versen, Noten, Zeichnungs-skizzen, die ihm Schriftsteller und Künstler für sein Privatalbum gespendet haben.

Von der einzelnen Spende, dem Albumblatt, geht speciell Landau in seinen reflektiven Essais aus und fügt an diese Gaben oft recht interessante Mittheilungen über Leben, Sein und Wirken der Männer. Namentlich ist für das Drum und Dran, für die äußeren Lebensbeziehungen mancher Autoritäten ein zutreffend charakterisirender Blick entfaltet, der manches Nickenhafte ersetzt, das die Biographien dieser Männer oft leider nur zu sehr aufzuweisen haben.

Landau ordnete seine Betrachtungen chronologisch vom Jahre 1839 nach der Reihenfolge der Einzeichnungen der Autoritäten in sein Album. Saphir beginnt im Jahre 1839 die große Phalanx, dann folgen Adolf Bäuerle, Die Bull, Servai, Joh. Strauß Vater, Castelli, Stelzhammer, Dehlenschläger, Moscheles, Molique, Thalberg, Heinrich Laube, Alfred Meißner, A. W. Ernst, Friedr. Halm, Duller, Julius Schanz, Labitzky, Feldmann, Grippenkerl, Meherbeer, Eckermann, Marschner, La Roche, Ira Aldrige, Therese Milanollo, Franz Abt, Friedr. Hebbel, Rückert, Arnold Schlänbach, Bauernfeld, Mosenthal, Offenbach, Lewinsky, Grillparzer, Gustav Pfitzer, Wolfgang Menzl, Feodor Löwe, Maler Lessing, Kaulbach sen., Karl Piloty, Moritz Carrière, Hermann Ringg, Bodenstedt, Hamerling, Melchior Meyer, Paul Heyse, Gust. Kieritz, Hermann Schlagintweit, Ludw. Reichenbach, Schleiden, Adolf Böttger, Fr. Gerstäcker, Anastasius Grün, Mosegger, Ebert, Nordmann, Marx &c.

Karl Viktor Ritter v. Hansgirk.

III.

Pädagogik.

Wir lassen auch dieses Jahr wieder eine kurze Uebersicht über die Jahresberichte unserer deutschen Mittelschulen hier folgen, und hoffen, daß wir die kurze Reihe, welche wir diesmal vorführen, in der nächsten Nummer bedeutend vervollständigen zu können, da wir noch von den meisten Lehranstalten die diesjährigen Berichte erwarten.

Böhmisch-Teipa. Communal-Oberrealschule. 12. Jahresbericht. — Wissenschaftlicher Aufsatz: Franz Warm. Ueber die wichtigsten Formen des sexuellen Fortpflanzungsapparates der cryptogamischen Gewächse. 1. Tafel Abbildungen. Eine auf Benützung der neuesten zerstreuten Monographien gestützte verständliche Abhandlung und Ergänzung des im verfloßenen Jahre a. s. D. erschienenen Aufsatzes von C. Wagem.

Direktor: Dr. C. Wagem. 8 Professoren und Lehrer, 7 Supplenten, 3 Nebenlehrer. 483 Schüler (384 D. 99 Tsch.)

Brüx.

Communal-Real- und Ober-Gymnasium. — W. A.: W. Grünert. Ueber das Wesen der Electricität. Eine moderne Anschauung. Versucht die Grundzüge der Aethertheorie in der Electricitätslehre nach Edlund in freier Darstellung kurz zu entwickeln.

Direktor: Franz Hübl. 11 Lehrer, 2 Supplenten, 3 Nebenlehrer. 155 Schüler (143 D. 12 Tsch.).

Budweis.

R. l. deutsches Staats-Gymnasium. — W. A.: Fr. Kaufsch. Quaeritur quid ex vaticinio de Isokrate a Sokrate in extrema parte Phaedri Platonici facta, si cum ambagibus quibusdam Euthydemii item Platonici contendatus elici possit ad definiendum tempus, quo potissimum Phaedrus dialogus exaratus esse videatur.

Die gelehrte philosophische Arbeit nimmt zwanzig Quartseiten in Anspruch. Wir möchten nur fragen, ob sie in deutscher Sprache verfaßt anstatt in dem veralteten Gewande classischer Latinität einhersehrend, nicht weitere Würdigung gefunden hätte.

Direktor: Julius Kroner. D. C. 10 P. 2 S. 7 R. P. 208 Schüler (143 D. 64 Tsch.).

Elbogen.

Königl. städt. Real-Gymnasium mit Oberrealschul-Classen. — W. A.: E. Hochreiter. Die Ansichten Herodots über die geographische Verbreitung der Pelasger und über ihr Verhältniß zu den Hellenen. Das Ergebniß der Arbeit wird in die Sätze zusammengefaßt: Ganz Hellas war einst von Pelasgern bewohnt. Der bedeutendste Stamm, der sich aus den Pelasgern entwickelt, sind die Jonier. Die Sprache der Pelasger war barbarisch. Die Dorier sind die eigentlichen Hellenen. Von den Doriern werden alle pelasgischen Stämme hellenisirt.

Direktor. Dr. Josef Diviš. 7 Lehrer, 5 Supplenten, 3 Nebenlehrer. 156 Schüler (151 D. 5 Tsch.).

Leitmeritz.

Communal-Ober-Realschule. Neunter Jahresbericht. 1. W. A.: Karl Schüler. Ueber den Ursprung der Pflanzenernährung. Eine auf Grundlage von Justus v. Liebig's Lehren recht gut geschriebene gemeinverständliche Abhandlung, welche den Zweck hat die von Liebig ausgesprochenen interessanten pflanzenphysiologischen Lehren in weiteren Kreisen bekannt zu machen. 2. Meteorologische Tabellen für Leitmeritz für 1874.

- Mies.** Direktor: Dr. Ludwig Schlesinger. 8 Prof. & Lehrer, 4 Supplenten, 11 Neben- und Hilfslehrer. Schüler 606 (415 D. 186 Tsch.)
 R. I. Staats-Real- und Obergymnasium. — W. A.: Carl Köhling. Platons Ideenlehre nach seinen Dialogen charakterisirt und beurtheilt.
 Direktor: Johann Raßl. 7 Prof. und Lehrer, 4 Supplenten, 2 Nebenlehrer. 182 Schüler (179 D. 3 Tsch.).
- Milsen.** Deutsche Staats-Oberrealschule. 2. Jahresbericht. — W. A.: Wilhelm Smetaczek. 1. Ueber Collimation in der darstellenden Geometrie. 2. Carl Postermann. Ueber französische Verbalgänge. Der Verfasser will in kurzen Strichen die Verbalgänge neuromanischer Sprachen zusammenfassen, und fremde und eigene Ansichten bei der Ableitung der Form anführen.
 Direktor: Wilhelm Smetaczek. 4 Prof. und Lehrer, 3 Supplenten, 3 Nebenlehrer. 161 Schüler (131 D. 28 Tsch.).
- Prag.** R. I. deutsches Obergymnasium der Kleinseite. W. A.: Dr. Alois Nach. Hesiodische Untersuchungen. Eingehende und umfangreiche philologische Abhandlung, welche die Prosodie des altgriechischen Epos und die Stellung des Digammas in den Hesiodischen Gedichten in Erörterung und Untersuchung zieht.
 Direktor: Gottlieb Viermann. 10 Professoren und Lehrer, 2 Supplenten, 7 Nebenlehrer. 406 Schüler (347 D. 43 Tsch.)
 Erste deutsche Staats-Oberrealschule. — W. A.: 1. B. Scheinpflug. Das St. Bernards Collegium. Ein Beitrag zur Geschichte Prags und seine Bildungsanstalten. Die einzige Arbeit, welche sich unter sämmtlichen uns vorliegenden auf die engere heimische Geschichte bezieht, und welche auf Urkunden gestützt einen selbständigen Charakter zur Schau trägt. Wir werden f. Z. diese Arbeit eingehender würdigen.
 2. Walter de Walkheim. De l'origine et de la difference de Patois en France.
 Direktor: Dr. Wilhelm Kögler. 13 Professoren und Lehrer, 6 Suppl., 5 Nebenlehrer. Schüler 620 (379 D. 224 Tsch.)
 Zweite deutsche Staats-Oberrealschule (Kleinseite). — W. A.: 1. Heinrich Kotter. Ueber das Verhältniß zwischen Kaiserthum und Senat unter Augustus und Tiberius. Die Arbeit hat den Zweck, den Schüler über das Verhältniß der Imperatorengewalt zur römischen Nobilität und die Wechselwirkung dieser beiden Faktoren zu belehren. Die Abhandlung ist sehr gut geschrieben.
 2. E. Czuber. Figur und Größe der Erde. Eine kurze, aber sehr verständlich geschriebene Abhandlung über die Art und Weise wie man über die Gestalt und Größe unserer Erde sich Erfahrungen erworben hat, und worin diese bestehen.
 Direktor: Karl von Ott. 4 Lehrer, 5 Supplenten, 6 Nebenlehrer. 319 Schüler (204 D. 107 Tsch.).
 Handelsakademie. — W. A.: Odenthal. Ueber Waaren-Commissionsgeschäfte, über transitorische Associationen im Waaren-Geschäfte und über die Buchung darauf Bezug habender Geschäftsvorfälle.
 Direktor: Carl Kreuz. 13 Professoren. 315 Schüler (275 D. 31 Tsch.).
- Trautenau.** Communal-Oberrealschule. Zweiter Jahresbericht. W. A. Dr. Gabl: Die chemische Intensität des Tageslichtes. Bringt die Mittheilung nach Roscoes Verfahren angestellter Versuche und die sich daraus ergebenden Resultate.

Am Schlusse bemerkt der Verfasser, daß er ein von selbst registrirendes Instrument zur Bestimmung der chem. Intensität des Tageslichtes er-
sonnen habe, welches von Roscoes erheblich abweicht, aber nicht minder
verlässliche Resultate liefert.

Direktor: Josef Wildt. 5 Professoren, 6 Supplenten, 3 Nebenlehrer.
249 Schüler (162 D. 88 Tsch.).

IV.

Bibliographie.

A.

- Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft
der Wissenschaften vom Jahre 1874. 6. Folge.
7. Band. 4°. Prag 1875. Tempshy.
- Afll G. Das Verison der metrischen Maße
und Gewichte in Oesterreich-Ungarn. 16°.
Prag 1875. Steinhäuser.
- Bělský J. Die Prager Wasser-Versorgungs-
Frage. 8°. Prag 1875. Grégr & Dattel.
- Bělohoubek A. Einige Worte über den Bau
und die Einrichtung von Brauereien. 4°.
Prag 1875. Njivnaž.
- Bergmann der. Herausgeber J. Graf. III.
Jahrgang. 8°. Prag 1875. Calve.
- Biedermann G. Naturphilosophie. 8°. Prag
1875. Tempshy.
- Biene Prager. Redacteur E. Melis. IV. Jahr-
gang Prag 1875. Dominicus.
- Bierbrauer der böhmische. Herausgegeben von
A. S. Schmelzer. II. Jahrg. 8°. Prag 1875.
Grégr & Dattel.
- Blätter für Erziehung und Unterricht. Redac-
teur A. Wiedobský. 8°. Prag 1875. Do-
minicus.
- Codex juris bohemicum tom. III. pars III.
Exhibens Mag. Victorin a Všebrd opus
bohemicum „de jure terrae Bohemiae“
libri IX, ed H. Jireček. 8°. Prag 1875.
Tempshy.
- Curtius, griechische Schulgrammatik. 11. unter
Mitwirkung von B. Gerth verbesserte Auf-
lage. 8°. Prag 1875. Tempshy.
- Čtvrtečka A. Der praktische Postsekretär. 8°.
Prag 1875. Urbanek.
- Dudik B. Dějiny Moravy. Dil I. II. 8°.
Prag. Tempshy.
- Ettinghausen C. und A. Pokorný. Physioty-
pia plantarum austriacarum. Die Gefäß-
pflanzen Oesterreichs in Naturselfbüdr. 2
Bde. Text Folio und 10 Bde. Abbildungen
Fol. Prag 1875. Tempshy.
- Foixtes rerum Bohemicarum. Tom. II. Cos-
mae chron. Boemorum cum continnatori-
bus. Fasc. 3. 4°. Prag 1875. Grégr &
Dattel.
- Fritě A. Künstliche Fischzucht in Böhmen. 8°.
Prag 1875. Njivnaž.
- Grün D. Die Geographie als selbstständige
Wissenschaft. 8°. Prag 1875. Calve.
- Grundbesitzer der Redacteur A. Schweizer.
V. Jahrgang. Folio. Prag 1875. Calve.
- Grundbuchsordnung und sämtliche Reichs-
und Landesgesetze über die Neuanlegung und
innere Einrichtung der Grundbücher nebst
allen auf das Grundbuchswesen sich bezie-
henden Gesetzen und Verordnungen. 8°
Prag 1875. Merch.
- Hajek F. Ueber die Möglichkeit der Erzeugung
eines Bieres von demselben Geschmacke wie
das Pilsener aus dem bürgerl. Bräuhaus
und der ersten Pilsener Actien-Bräuerei zu
Pilsen, nebst einer Kritik über mehrere Biere.
8°. Reichenberg 1875. Schöpfer.
- Hafner J. von. Ueber die Grenzen der Acco-
modation des Auges. 8°. Prag 1875. Calve.
- Hollmann Jos. Specielle Eisenbahn- und Tele-
graphenkarte Böhmens. Prag 1875. Folio.
Ehrlich.
- Hozak F. Neuester Plan von Prag. Chromo-
lithographirt. Folio. Prag 1875. Bohemia.
- Hrabak J. Vollständige Maß-, Gewichts- und
Preis-Reduktions-Tabelle für die Anwen-
dung des metrischen Systems in Oesterreich.
— — Daselbe Volksausgabe 8°. Prag 1875.
Tempshy.

- Jireček, K. J.** Dějiny národu Bulharského. Sešit 1. 8°. Prag 1875. Tempsthy.
- Karmarsch** und **Heeren**, Technisches Wörterbuch ergänzt und bearbeitet von **Kid** und **Giutl.** 7. 8. Frg. 8°. Prag 1875. Bohemia.
- Komers A. C.** Ritter v. Die Bedeutung der Pflanzenernährungslehre für Sicherung, und Steigerung der Ernten. 8°. Prag 1875. Calve.
- Koristka K.** Generalkarte des Königreichs Böhmen. gr. Folio. Wien 1875. E. Hölzel.
- Krcmar A.** Kurze Darstellung der Mechanik der Wärme zum Gebrauch für Schulen 8°. Prag 1875. Calve.
- — Entwurf einer Anleitung zur Messung von Niederschlägen in Böhmen. 8°. Prag 1875. Calve.
- — Das meteorologische Beobachtungsnetz in Böhmen und Vorschläge zu seiner Erweiterung und Vervollkommnung. 8°. Prag 1875. Calve.
- Langer J.** Theorie der combinirten Brücken-Systeme und Dachstühle. 3. Auflage. 2. Frg. Die Bogenbrücken. 8°. Prag 1875. Calve.
- Lippert J.** Des Landmanns Gäste in Haus und Hof, in Wiese und Feld. 8°. Prag 1875. Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
- Lotos**, Redacteur **A. C.** Vogl. 25. Jahrgang. 1875. 8°. Prag 1875. Calve.
- Mittheilungen** des Comité für die land- und forstwirtschaftliche Statistik des Königreich Böhmen für das Jahr 1874. 1. Heft. 4°. Prag 1875. Calve.
- Mittheilungen** des deutschen Juristenvereins in Prag Redacteur. **D. Ullmann.** 7. Jahrgang. 1875. 8°. Prag 1875. Dominicus.
- Mittheilungen** landwirtschaftliche. Redacteur **F. J. Hiller.** 1875. 1. Heft. 8°. Prag 1875. Calve.
- Ott C. v.** Fünfstellige Logarithmen u. Tafeln. 8°. Prag 1875. Calve.
- Pachmeyer Theresie.** Neues Kochbuch in 36 Abschnitten, enthaltend 1015 Koch-Recipe. 8°. Prag 1875. Calve.
- Preßler M. R.** Der Zeitmestknecht. 2 Thl. 8°. Prag 1875. Calve.
- Preßler's** metrischer Rechenknecht für Oesterreich-Ungarn. 16°. Prag 1875. Calve.
- Proßsch F. J. A.** Biographische Notizen über das Leben und Wirken des P. Kob. Pipl, Gründers des Waisenhauses zu Raaden. 8°. Prag 1875. Steinhauser.
- Rauf J.** Kurze Uebersicht der böhmischen Sprache und Rechtschreibung. 16°. Prag 1875. Verlag der Bohemia.
- Schwickerl Jos.** Walzentafeln zur Berechnung des cubischen Inhaltes der Rundhölzer von 1 bis inclusive 160 Centimeter Durchmesser im metrischen Maße. Kl. 8°. Tabor 1875. Jansky.
- Sitzungsberichte** der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Jahrgang 1874. 8°. Prag 1875. Tempsthy.
- Střivan A.** Stoffe für kaufmännische Briefe. 16°. Prag 1875. Kziwnatz.
- — Aehrenlese auf dem Felde der Buchhaltung bei der Industrie. 8°. Prag 1875. Kziwnatz.
- Stadkoveck.** Auslegung der Vertreterwahlen nach Recht und Gerechtigkeit. 8°. Prag 1875. Grégr & Dattel.
- Spáček J.** Gebisse der Säugethiere. Schemat. Hilfstab. zur Systematik der Säugethiere. Fol. Prag 1875. Mourek.
- Taschen-Ausgabe** der Gesetze für das Königreich Böhmen. Nr. 89—92. 8°. Prag 1875. S. Mercy.
- Trautmann L.** Anleitung zum Selbststudium der doppelten Bierbrauerei-Buchhaltung. 8°. Prag 1875. Rusf.
- Ulbrich Josef.** Ueber öffentliche Rechte und Verwaltungs-Gerichtsbarkeit mit Rücksicht auf die Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes in Oesterreich. 8°. Prag 1875. Mercy.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Gustav E. Laube.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

II.

1875/6

I.

Geschichte.

Dr. Clemens Borový: Libri erectionum archidioecesis Pragensis, saeculo XIV. et XV. Sumtibus Pragensis doctorum theologiae collegii. Liber I. (1358—1376.) Pragae, 1875, Lexikal-Format. *)

Die libri erectionum des Prager Erzbistums stellen bekanntlich eine Art kirchlicher Landtafel vor. Begründet von dem ersten Erzbischof Arnest von Pardubitz, ist es offenbar die Landtafel gewesen, welche zur Einführung dieser „Errichtungsbücher“ angeregt hat. Und wie die Landtafel zur Sicherung des öffentlichen wie der Privat-Rechte diente, so sollten die Errichtungsbücher die kirchlichen Gerechtigkeiten für alle folgende Zeit sicher stellen. Alle Urkunden, welche sich auf Errichtung (erectio, daher libri erectionum) von Pfarreien, Klöstern, Kapellen und Altären sowie auf kirchliche Stiftungen überhaupt bezogen, sollten daher in dieselben eingezeichnet werden. Es wurden aber auch Urkunden eingetragen, welche nicht nur kirchliche Besitzrechte, sondern kirchliche Gerechtigkeiten überhaupt betrafen, Synodal-Statuten u. dgl. m. Karl IV., ein ebenso großer Freund der Kirche als auch geregelter und geordneter Zustände im öffentlichen Leben, verordnete dann, daß den libri erectionum dieselbe Glaubwürdigkeit wie den Acten der Landtafel innewohnen sollte.

Die Wichtigkeit der libri erectionum, dieser nur Böhmen und Mähren eigentümlichen Geschichtsquellen, für die historische Forschung hat zuerst der bekannte vaterländische Geschichtsforscher Bohuslaw Balbin erkannt und im J. 1683 in dem 5. Buche seiner Miscellanea Auszüge aus denselben veröffentlicht. Diese Auszüge sind jedoch allzu dürftig, dazu unvollständig und ungenau, im Ganzen daher unbrauchbar und höchstens dazu dienend, das Vorhandensein einer Urkunde über diesen oder jenen Gegenstand in den l. e. zu constatiren und hierauf aufmerksam zu machen. Es konnte demnach freudig begrüßt werden, als das Doctoren-Collegium

*) Wir haben bei der ersten Anzeige dieses Werkes in Nr. V und VI 13. Jahrg. der literarischen Beilage eine eingehendere Besprechung dieses wichtigen Quellen-Werkes in Aussicht gestellt. Obwohl die ersten Sätze der oben mitgetheilten Besprechung des Werkes ungefähr dasselbe sagen, was wir l. e. darüber berichten, glaubten wir sie immerhin unverkürzt wieder geben zu sollen, da vielleicht die vorläufige Anzeige des Buches hier und da übersehen wurde.

Die Redaktion.

der Prager theologischen Facultät vor einiger Zeit den Beschluß faßte, den Inhalt der Errichtungsbücher vollständiger, als es Valbin gethan, durch den Druck zu veröffentlichen und so der Forschung zugänglich zu machen. Mit der Ausführung des Beschlusses aber, bezw. der Herausgabe, ist der Professor an der theologischen Facultät, Hr. Dr. C. Borovij, betraut worden.

Nun liegt der 1. Bd. der von Prof. Borovij besorgten Ausgabe vor und Referent bedauert, gestehen zu müssen, daß diese Ausgabe der l. e. ihn sehr wenig befriedigt hat. Wir begegnen in diesem ersten Bande nach einer höchst dürftigen Vorrede zunächst einem Vocabularium, dergleichen sonst hinten angeschlossen zu werden pflegt und dem es durchaus nicht geschadet haben würde, wenn auch nachgewiesen wäre, woher der Herausgeber die Worte genommen. Auch enthält dieses Vocabular viel Selbstverständliches und auch manches Falsche. So wenn er Detlevus gleich Theodoricus stellt oder Peczoldus gleich Petrus. Er hätte deshalb doch zuerst ein deutsches Namenbuch zu Rathe ziehen sollen. Hierauf folgt der abgekürzte Text des ersten Errichtungsbuches, weiters ein Verzeichniß der gebrauchten Wortabkürzungen, welches besser den Platz des Vocabulars eingenommen hätte, endlich und leider nur ein Orts-Verzeichniß.

Anstatt jedoch jetzt nachzuweisen, was an der Borovij'schen Ausgabe alles verfehlt ist, und damit zu beweisen, daß es dem Herausgeber durchaus an dem Geschick für diplomatische Arbeiten gebricht, will Referent nur in Kürze andeuten, wie er wünschte, daß diese Arbeit gemacht worden wäre. Zunächst wäre der Leser durch eine ausführliche Einleitung zu unterrichten gewesen über das Entstehen der libri erectionum, über das was in dieselben eingetragen und wie es eingetragen worden, wie sich die Eintragungen zu den Originalen verhalten, wer die Eintragungen und wann er dieselben besorgt hat, welche Formalitäten denselben vorausgehen mußten, wie weit die Glaubwürdigkeit der l. e. reicht, bis zu welchem Zeitpunkte sie geführt worden sind, weshalb sie dann nicht mehr fortgeführt wurden, wie es mit der handschriftlichen Ueberlieferung derselben bestellt ist, welchen Wert dieselben für die Geschichtsforschung haben u. dgl. Dinge mehr. Auskünfte über solche Sachen werden jetzt bei diplomatischen Arbeiten unbedingt gefordert, aber Prof. Borovij befriedigt die Wißbegierde der Benützer seiner Ausgabe nach diesen und anderen Richtungen durchaus nicht. Er hätte ja, wenn er seine Aufgabe richtig erkannt und erfaßt hätte, zuerst sich eine genaue Kenntnis und Uebersicht des Inhaltes der sämtlichen codices verschaffen müssen, ein Geschäft, das freilich anstrengend und zeitraubend, dafür aber auch lohnend gewesen wäre. Weiters wäre der Text ganz anders zu geben gewesen. Die Pietät, welche den Verfasser im Hinblick auf das Alter und die Autorität der l. e. den Inhalt derselben nach der Folge in den Handschriften abdrucken ließ, ist ganz und gar schlecht angebracht und beeinträchtigt den wissenschaftlichen Wert der Publication in höchst bedauerlicher Weise. Was sollen aber auch Gründe der Pietät in der Wissenschaft? Die Arbeit ist freilich bei diesem Verfahren sehr vereinfacht worden.

Der Herausgeber brauchte nur den Codex herzunehmen, eine Seite nach der andern mit den von ihm beliebten Auslassungen abzuschreiben und in die Druckerei zu schicken. Das ist aber keine rechte wissenschaftliche Arbeit. Der Inhalt der l. e. wäre vielmehr streng chronologisch zu geben und überhaupt, da die l. e. nichts sind als eine Urkundensammlung, angezeigt gewesen, der Publication die Form eines Urkundenbuches zu geben. Freilich hätte da der Herausgeber die ganze Sammlung erst vollständig durcharbeiten müssen. Es wird dann in den meisten Fällen gleichgiltig sein zu wissen, wann diese oder jene Stiftung von der erzbischöflichen Curie genehmigt worden ist. Folglich wäre bei der Reihung der Urkunden nicht die Chronologie der Bestätigungen, sondern die Chronologie der bestätigten Urkunden maßgebend gewesen. Zuerst hätte die durchlaufende Nummer der Urkunde, dann ein anderes als das beliebte Regest, hierauf der Text, endlich der Nachweis des betreffenden Bandes und Folium's der Handschrift, zuvor aber auch noch das Datum der Bestätigung und die Namen der bestätigenden Personen gesetzt werden sollen. Dann wäre vermieden worden, daß der eigentlich wichtige Inhalt jetzt bald groß bald klein gedruckt erscheint, je nachdem die Urkunde auch eine Bestätigung bei sich hat oder nicht. Und diese Textes-Auslassungen! Der Herr Herausgeber scheint nicht

die bläseste Idee zu besitzen, wie zart und vorsichtig man mit Urkunden-Texten zu verfahren hat. Er sitzt vor seiner Handschrift, schreibt ab und unterdrückt, wie und wann es ihm eben gefällt. Man wäre fast versucht das Verfahren wahrhaft barbarisch zu nennen. Referent tadelt nicht die Anwendung des Principis, aber die willkürliche und schrankenlose Ausdehnung desselben. Wo befand denn sich da die Pietät des Professors vor der Autorität und dem Alter der Errichtungsbücher? Referent möchte so gerne die Poroby'sche Arbeit loben, allein das völlig unzureichende Wesen derselben expreßt ihm nur schwere Seufzer, so oft er dieselbe überblickt. Er wagt nicht zu denken, daß der Herausgeber durch vorstehende Bemerkungen angeregt bei den folgenden Bänden ein anderes Verfahren einschlagen werde. Aber er muß dann entschiedenen Protest einlegen gegen eine solche grausame Be- und Verarbeitung wertvollen urkundlichen Materials.

Es ließe sich übrigens noch viel und viel über die Arbeit des Professors Poroby schreiben, allein der Referent wagt nicht noch mehr Raum zu beanspruchen und zu hoffen, daß hiedurch die Mishandlung wertvoller Urkunden verhindert werden wird. Nur fragen möchte er noch, weshalb das Buch nicht auch einen *index personarum* besitzt? Q. C. A.

Dr. Johann Loserth: Studien zu böhmischen Geschichtsquellen. Sonderabdruck aus dem Arch. f. österr. Geschichte, 53. Bd. Wien, 1875.

Die vorliegenden Studien, welche sich mit der *vita Karoli IV. imperatoris* und mit der verloren gegangenen Chronik des Notars Otto beschäftigen, schließen sich der Untersuchung der Königsaalcr Geschichtsquellen, deren neue Ausgabe in diesem Augenblicke schon gänzlich vollendet sein dürfte, in durchaus würdiger Weise an, zeugen von einer eben nicht häufig vorkommenden Begabung des Verfassers zur Führung solcher Untersuchungen und geben sich mit also vornehmer Mühe, daß man sich sofort willig und zuversichtlich der Beweisführung des Verfassers hingibt.

Was nun die erste der beiden erwähnten Quellen betrifft, so erscheint dieselbe im Hinblick auf ihren Autor, welcher neben dem Papste den höchsten Rang in der Christenheit einnahm und mit großen Geistesgaben geziert war, in dem an wertvollen Quellen verhältnismäßig armen 14. Jahrhundert von solcher Bedeutung, daß sich keine der übrigen böhmischen Geschichtsquellen mit ihr messen kann. Während aber ihr inhaltlicher Wert festgestellt ist, sind bisher weder ihre Würdigung erschöpft noch auch gewisse formelle Schwierigkeiten beseitigt. Letzteres unternimmt jetzt jedoch Loserth und unterzieht er die äußere wie innere Structur der *vita* einer eingehenden Betrachtung.

Er beschäftigt sich demnach zunächst mit der Einleitung, welche die Zueignung des Werkes an Wenzel und Sigismund enthält, und zieht daraus, daß Benesch Krabice von Weitmül diese Einleitung nicht in seine Compilation aufgenommen, daß Karl seinem Sohne Johann von Görlitz kein Wort der väterlichen Liebe schenkt und daß dem Sigismund zu Lebzeiten des Vaters eine Krone vindicirt wird, den Schluß, daß die Einleitung von Karl gar nicht geschrieben worden ist, daß sie erst nach der Gewinnung der ungarischen Krone für Sigismund verfaßt wurde und dem gemäß, daß sie als unecht aus der *vita* ausgeschieden werden mußte. Hierauf betrachtet Loserth die *vita* in ihrem Verhältnis zu dem vorgenannten Benesch und dessen Geschichtswerk und findet, daß, abgesehen von der Einleitung, mit dem nun folgenden und die Jugendgeschichte Karls bis zum J. 1340 umfassenden Theile der *vita*, welcher sich unzweifelhaft als Autobiographie zu erkennen gibt, die Angaben Benesch's bis in die kleinsten Details übereinstimmen, ja sogar in den stillistischen Ausführungen, daß dem Benesch nur wenig entgangen oder er es nur an den unrechten Ort gesetzt und sonst bloß solche Zuthaten gemacht, wodurch der von ihm aus der *vita* herübergenommene Stoff nie irgendwie alterirt wird. Dagegen zeigt Benesch, verglichen mit dem dritten Theile der *vita*, welcher die Zeit bis 1346 begreift, nur in der Sache der Berichterstattung Uebereinstimmung, was schon ein Fingerzeig, daß auch dieser dritte Theil von Karl selber nicht herrühren könne, weil sonst Benesch, welcher den zweiten Theil der *vita*

so getreu reproducirt, auch den dritten Theil nicht anders wiedergegeben haben würde. Der dritte Theil erweist sich schon auch darum nicht von dem kais. Schriftsteller selber verfaßt, weil von ihm, der bis dahin selber erzählt hat, in der dritten Person gesprochen wird. Dieser Umstand und weiters die mangelhafte und nicht fehlerlose Behandlung der Geschichte von 1340 ab in jeder Beziehung lassen den dritten Theil der vita ebenso wenig authentisch erscheinen als die Einleitung und so bleibt als echter Theil dieser Quelle überhaupt nur der zweite Theil übrig, welcher die Jugendgeschichte Karls bis zum J. 1340 umspannt.

Loserth ist aber der Meinung, daß dieser Theil der Autobiographie im Hinblick auf die große Menge der Eränge, welche mit einer so genauen Kenntniß der Zeit- und Localverhältnisse niedergeschrieben worden sind, nur auf Grund von tagebuchartigen Aufzeichnungen verfaßt worden sein könne, und zwar frühestens vor dem Krönungszuge nach Italien (1355), weil der Ton der Erzählung die Versöhnung des wittelsbachischen und luxemburgischen Hauses schon vollzogen erscheinen läßt, weil Karl weder der Erbauung des Klosters zu St. Katharina in Prag im J. 1355 noch des Baues des Augustinerklosters in dem Städtchen Tarenz in demselben Jahre gedenkt, und spätestens lange vor 1374, weil in Pulkawa, welcher nach einer unverbürgten Nachricht in diesem Jahre seine Chronik niederzuschreiben begann, schon ein deutlicher Hinweis auf die vita gemacht wird. Der zweite Theil war jedoch auch schon vorhanden, als Benesch an die Abfassung seiner Chronik ging, was um 1360, spätestens 1363 geschah.

Loserth weist dann nach, daß die vita eigentlich erst mit der Darstellung des Aufenthaltes Karls am französischen Hofe beginnt, zu der man weiters später, vielleicht nach dem Vorbilde Benesch's, noch einzelne genealogische Notizen, vornehmlich über das luxemburgische Haus, hinzugab, welche jedoch weder vollständig noch fehlerfrei sind. Aber die tagebuchartigen Aufzeichnungen Karls müßten auch über das Jahr 1340 bis 1346 hinaus gereicht haben. Beweis dessen Benesch, welcher zum J. 1346 bei seinen Berichten einen Einschnitt macht, worin er wegen des folgenden Theiles den Leser um Rücksicht für seinen rohen und ungeschlachten Stil bittet. Hätten Karls Aufzeichnungen schon mit dem J. 1340 aufgehört, so würde Benesch solchen Einschnitt schon bei diesem Jahre gemacht haben und in seiner annalistischen Behandlungsweise fortgefahren sein.

Aus dem Vorhandensein solcher Aufzeichnungen erklärt sich aber nun, weshalb der dritte Theil der vita und Benesch bis zum J. 1346 wenigstens in der Sache der Berichterstattung Uebereinstimmung zeigen. Karl selber mochte diese Aufzeichnungen nicht zu der schönen Form der vita verarbeiten, wie sie sich im zweiten Theile präsentirt, weil er durch Darstellung der Besserung der politischen Verhältnisse seit Beginn seiner Verwaltung seinen Vater indirect bloßgestellt hätte, weil er ferner nach der Natur des anderweitigen Stoffes von den Baiern hätte Schlimmes schreiben müssen, das jedoch nicht thun wollte und daher lieber auf die Fortsetzung verzichtete. Dagegen wurden diese Aufzeichnungen offenbar lange nach Benesch von einem unbekanntem Verfasser benützt und an die vita angelehnt, jedoch weniger richtig, eingehend und klar als es Benesch gethan hat, welcher sie unter den Augen des Kaisers und nach dessen Weisung verarbeitet. Aus diesem von Loserth dargelegten Verhältnisse erklärt sich dann auch, weshalb sich im dritten Theile die Person des Erzählers ändert, weshalb die erhaltenen Handschriften in den letzten Theilen nicht nur eine sehr sorgfältige Gliederung nach Capiteln besitzen, sondern auch jedes Capitel eine gedehnte Ueberschrift an der Spitze hat. Wäre eine vollständige Autobiographie dem unbekanntem Autor und dem Benesch zugleich vorgelegen, so müßte doch mindestens die Reihenfolge der Berichte in beiden dieselbe sein. Es ist daher ein unvollständigeres Exemplar der vita als jene, welche uns vorliegt, als Grundlage zu den beiden Darstellungen des Benesch und des unbekanntem Verfassers anzunehmen.

Sobiel über die vita Karoli IV. imperatoris. Was dann den hfter bedauernten Verlust des Geschichtswerkes des Notars Otto anbelangt, so wird von Loserth solches Bedauern als unnötig nachgewiesen. Das Werk des angeblichen Notars Otto ist nur ein Auszug aus Benesch, von dem ja solche Auszüge nachgewiesen werden können. Zu der sächlichen Uebereinstimmung

tritt aber auch die formelle in den Ueberschriften des 2. Buches des Benesch und der Ottonischen Chronik. Es ist demnach der Notar Otto nichts als ein Auszug aus Benesch oder eine Abschrift der drei ersten Bücher desselben. Oder der Notar verhält sich zu Benesch, wie Benesch zu Franz und dieser zu den Königszaaler Geschichtsquellen, ist also das letzte Glied einer Reihe von den Geschichten der Abte Peter und Otto ausgehender Geschichtsschreiber. Aber Loserth zweifelt sogar an der Existenz des Notars Otto, und mit Recht. Sowie der Titel der Chronik des Notars wesentlich mit dem Beginne des zweiten Buches des Benesch übereinstimmt, so wird man auch eine ähnliche Uebereinstimmung mit dem Incipit des 1. Buches der Königszaaler Geschichtsquellen vorfinden. Die Bezeichnung „stilo Ottonis exarata“ hat dann Anlaß gegeben zur Verwandlung des Abtes Otto in einen Notar Otto. Dieser Notar ist nur eine Fiction des Epitomators und es fällt das Werk eines angeblichen Notars mit den Königszaaler Geschichtsquellen zusammen wie der Notar Otto mit dem Abte Otto von Königszaal.

Es sei dem Referenten gestattet, hier mit einigen Worten auch dem Wunsche Ausdruck zu leihen, daß, wie uns Loserth bald mit einer neuen Ausgabe der Königszaaler Geschichtsquellen erfreuen wird, er bald auch einen neuen Benesch folgen lassen und damit eine vita Karoli in ihrer authentischen Form verbinden möge.

In der Stift im August.

Pangerl.

Dr. Theodor Lindner: Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. I. Abtheilung. Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel. I. Band. Braunschweig 1875.

Die deutsche Geschichte im späteren Mittelalter war bisher ein von deutschen Historikern nicht sehr gepflegtes Gebiet. Es ist dies vor Allem daraus erklärlich, weil das Quellenmaterial über diese Zeit zum großen Theile noch unerhoben in den Archiven erliegt und nicht wie fürs frühere Mittelalter in prachtvollen und mustergültigen Ausgaben in jeder größeren Bibliothek den Historikern zugänglich ist. Der außerordentliche Professor der Geschichte an der Breslauer Universität Herr Dr. Lindner, einer unserer jüngeren deutschen Historiker, der sich bereits durch mehrere Arbeiten, die er in den Forschungen zur deutschen Geschichte veröffentlicht hat, und durch sein im Jahre 1869 erschienenenes Buch über Anno II. Erzbischof von Köln (1056—1075) einen guten Ruf als Historiker erworben hat, will nun diese Lücke in unserer Geschichtsliteratur ausfüllen und eine Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation schreiben. Der uns vorliegende Band behandelt die Geschichte Deutschlands unter König Wenzel bis zum Jahre 1387.

Da derselbe eine Periode der Geschichte bespricht, in der ein böhmischer König aus dem Hause Luxemburg auf dem deutschen Königsthronen saß und Böhmen dadurch der Mittelpunkt des deutschen Reiches war, so haben wir ein um so größeres Interesse dieses Buch hier zu besprechen. Leider dürfen wir uns daraus keine große Bereicherung unserer Landesgeschichte versprechen, da dasselbe vor Allem die Reichsgeschichte behandelt und der Verfasser selbst sagt, „daß er die böhmischen Verhältnisse nur insoweit berücksichtigen könne, als sie auf das Reich Einfluß üben und bestimmend auf die Reichspolitik des Königs einwirken.“

Den ganzen Inhalt dieses Buches zu besprechen ist hier nicht der Ort. Auch würde eine solche Besprechung, da unser Buch eine unermessliche Fülle von Thatsachen enthält, zu viel Raum einnehmen. Für uns ist es hauptsächlich interessant zu erfahren, wie verhält sich der Verfasser zu den Resultaten, die Palacky in seiner Geschichte Böhmens niedergelegt hat? Und da müssen wir sagen, daß er zwar vielfach zu anderen Resultaten gelangt ist wie unser Landeshistoriograph, aber auch in einigen Fragen sich an denselben anschließt. So nimmt auch z. B. Lindner in seiner interessanten Charakteristik Karl IV. diesen deutschen Kaiser gegen die Vorwürfe in Schutz, die ihm den Beinamen „Erzstiefvater des heiligen römischen Reiches“ eingetragen haben.

Der Verfasser beweist uns vielmehr, daß es „vielleicht ein Glück für Deutschland war, daß Karl IV., der Urheber der goldenen Bulle, in einer Periode auf den Thron kam, wo sich Mittelalter und neue Zeit schieden. Allenhalben existirten noch, sagt Lindner weiter, die mittelalterlichen Zustände, aber überall waren sie zersetzt und unhaltbar geworden. Mit bewundernswürdiger Meisterschaft wußte Karl sich in diesem Chaos zu bewegen; den einmal vorhandenen Verhältnissen Rechnung tragend, nirgends sie mit revolutionärer Gewalt umstürzend, verstand er es doch, fast unmerklich auszugleichen, zu vermitteln, hinüber zu leiten in neue Bahnen.“ (pag. 4.) Dagegen wendet sich der Verfasser bei Besprechung der Krönung des zweijährigen Wenzels zum König von Böhmen gegen die Vorwürfe, die Palach über diese Krönung eines Kindes gegen Karl IV. erhebt, und bezeichnet dieselbe lediglich als einen Act der Vorsicht von Seite Karls, um das Recht Wenzels gegenüber der Nachkommenschaft, die er mit seiner vierten Gemahlin Elisabeth, die zwei Tage später als Wenzel zur Königin von Böhmen gekrönt wurde, erzielen sollte, sicher zu stellen. Die Gefahren, bemerkt Lindner gegenüber Palach ganz richtig, welche Kinder gekrönter Häupter in der Jugend umlauern, werden durch die Krönungszeremonie nicht vermehrt.

Die Theilung seiner Erblande, die Karl IV. im Jahre 1377 unter seine 3 Söhne vornahm, und die Palach lediglich „der Vaterschwäche Karl IV.“ zuschreibt, begründet uns der Verfasser auf folgende Weise: Vor Allem war es damals noch die echt germanische Sitte, die jüngeren Söhne mit Ländergebiet auszustatten (weil die Geldwirthschaft noch nicht so entwickelt war, daß größere Jahresrenten den nachgeborenen Söhnen regelmäßig und leicht ausgezahlt werden konnten), welche Karl bewog diese Theilung vorzunehmen. Dann durften ja zwei Kurfürstenthümer, wie Böhmen und Brandenburg, nicht in einer Hand vereinigt bleiben. Die Macht Wenzels blieb ja noch immer groß genug. Er gebot, wie Lindner (Seite 68) sagt, über Böhmen, Schlesien und einen Theil der Lausitz; ihm gehörten die gesammten Besitzungen in Meissen, in der Oberpfalz und sonst im Reiche, endlich mußte ihm das Herzogthum Ansburg über kurz oder lang zufallen.

Der Verfasser widmet dieser Erbtheilung in der Beilage V seines Buches einen eigenen Excurs, auf welchen wir, sowie auf die in den Beilagen X und XXII enthaltenen Excurse, welche ersterer eine Besprechung des angeblichen Krieges Wenzels gegen die Baiern 1380 und welcher letztere das Itinerar König Wenzels von 1379 bis 1387 enthält, die böhmischen Geschichtsforscher noch besonders aufmerksam machen möchten.

Der nächste Band, zu dem der Verfasser wieder eingehende Studien in den Archiven zu Prag und Wittingan und in denen Deutschlands gemacht hat, wird hoffentlich wieder neue Bereicherungen unserer Landesgeschichte bringen und dem Verfasser auch einen ehrenvollen Platz in der böhmischen Historiographie sichern.

A. Mörath.

Dr. F. Krone: Die Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen in Steiermark. Ihr Werden, Bestand und Fall (1252—1276.) Separatabdruck aus dem 22. Hest d. Mittheil. d. hist. Vereins f. Steiermark. Graz, 1874.

An die zahlreichen verdienstvollen Forschungen des Verfassers auf dem Gebiete der steirischen Landesgeschichte reiht sich mit der gegenwärtigen Arbeit eine mit einer gewissen Lebendigkeit geschriebene Monographie, welche eine der bisher verworrensten Parthieen in der Geschichte der Steiermark klarer und verständlicher gestaltet und auch geeignet ist, den geschichtlichen Ruf eines Herrschers wesentlich zu verbessern, welcher bisher jenseits des Semmerings nicht anders als im Lichte eines haßenswerten Tyrannen gezeigt worden war. Die dortigen vaterländischen Geschichtsforscher konnten eben nicht anders; einmal kannten und wenn auch dies, so verstanden sie doch nicht die Quellen, dann verlegte aber auch die Thatsache einer langjährigen böhmischen Herrschaft ihren Provincial-Patriotismus und wenn sie im Verein mit den vaterländischen Dichtern gar die ganze Märe vom Mährenberger bedachten, welche der adelige und darum den böh-

mischen Ottokar mit nach Inhalt und Form gleich bösen Reimen verfolgende steirische Ottakar dem „goldenen“ König nachgesungen, so konnten sie eben nur eine häßliche Frage von Ottokar II. und seiner Herrschaft liefern.

Dem jammervollen Zustande, in welchen das h. römische Reich deutscher Nation mit dem Niedergange der staufischen Kaiser geraten war, hatte der bisherige Markgraf von Mähren bereits eines der schönsten deutschen Herzogthümer, Oesterreich, zu danken, mit welchem die nicht minder blühende Steiermark sich schon seit einem halben Jahrhundert in den Besitz eines gemeinsamen Fürstenhauses getheilt hatte. Schon deshalb mußte Ottokar seine Blicke auch auf das Steirerland richten, von welchem er im Spätherbste 1251 das Gebiet von Wiener-Neustadt die vormalige Grafschaft Pütten nämlich, das Bindeglied zwischen Oesterreich und Steiermark zur bedingten Auerkennung seiner landesfürstlichen Gewalt brachte. Jenseits des Semmerings ging es aber gar bunt her. Zwei Parteien, eine böhmische, an deren Spitze der bekannte nährische Minnesänger Ulrich von Lichtenstein stand, und wieder eine Partei, welche für den Herzog Heinrich von Baiern arbeitete, die stärker war und in Dietmar von Weiseneck ihr Haupt erkannte. Der steirische Adel spielte übrigens während des ganzen Interregnums die erbärmlichste Rolle. Einzig den Geboten seiner Selbstsucht folgend verkaufte er sich und das Land jetzt an diesen, jetzt an jenen Herrn, immer natürlich an den, welcher die meisten Vortheile bot. Weil aber Ottokar hintenmach mit diesem verlotterten Adel ebenso wenig Federlesen machte wie mit jenem in Böhmen, so zog er endlich auch dessen ganzen Haß auf sich und zwar nicht wenig zu seinem Verderben. Der Bewerbung des Herzogs von Baiern wurde aber durch dessen Schwigervater Bela IV. bald ein Ziel gesetzt, weil der edle Ungar das Land selber zu erwerben wünschte, während der Erwählte von Salzburg, Herr Philipp aus Kärnten, einer der schandbarsten geistlichen Figuranten des an derartigen Erscheinungen wahrlich nicht armen Mittelalters, auf die Annectirung des ganzen Thalgeländes bis zum Rottenmanner Tauern speculirte, in diesem ungeistlichen Vorhaben aber durch die Ungarn behindert ward, daher er denn hierauf seinerseits den König von Böhmen zur Annexion wacker ermunterte.

Dieser vollführte die Occupation des Landes besten Falls erst im Herbst 1252 und auch da nur unvollkommen, aber er galt doch als Herzog von Steiermark, bis er in Folge des ungarisch-bairischen Angriffs auf Oesterreich und Mähren im J. 1253, wobei er von dem eigenen Vater im Stich gelassen worden, zum Aufgeben des schönen Landes gezwungen wurde. So überließ er denn am 3. April 1254 das Land den Ungarn, behielt jedoch hievon die Grafschaft Pütten und den Traungau, welche seitdem mit Oesterreich vereinigt blieben, während auch das ganze Ennsthal von der Arpaden-Wirtschaft ausgenommen blieb und der Salzburger Hoheit unterordnet ward.

So ward das Land durch Verschulden seiner adeligen Herren um schöne Gebietstheile für immer verkirzt worden. Diese Landherren waren nun aber das Conspiriren so gewohnt worden, daß sie es damit auch gegen die ungarische Herrschaft versuchten, welche ihre vornehmste Stütze in dem Clerus erblickte und in dem berücktigten Salzburger Bistumsstreite (1256—1265) die Partei des Erzbischofs Ulrich gegen Philipp von Kärnten ergriffen hatte. Die Niederlage Ulrichs aber gab zugleich für die ungarfeindliche Partei in der Steiermark, welche fortwährend mit Ottokar Verbindungen unterhalten hatte, das Signal zum Vorschlagen. Insegeheim hatte sie einen Aufstand so vortrefflich organisiert, daß im December 1259 die Söhne Arpad's, deren Herrschaft für das deutsche Reich wie für die Steiermark gleich schmähsch war, binnen eilf Tagen aus dem Lande gejagt werden konnten. Ottokar, welcher ein Hilfsheer gesandt, trat nun seit Frühling 1260 wieder als Herr der Steiermark auf und besetzte diese Stellung durch den Sieg bei Kroisendrinn am 12. Juli 1260.

Ottokars II. Herrschaft in dem Lande jenseits des Semmerings währte jetzt bis in den September 1276. Wie in seinen übrigen Ländern hatte es der König auch hier darauf abgesehen, die Macht des Adels zu brechen. Eine starke königl. Gewalt sollte sich erheben und leichter die Mittel beschaffen, welche die Erstehung jenes Reiches möglich machen sollten, das

Ottokar im Südosten von Deutschland zu gründen gedachte. Sein bisheriges Glück, sein Ehrgeiz und noch mehr seine Machtmittel luden ihn ein, den Versuch einer solchen Schöpfung zu machen, welcher allerdings bedeutend verfrüht war, später jedoch wieder erneuert und dann mit mehr Erfolg durchgeführt ward. Die Stütze des neuen Reiches, welches trotz der slavischen Herkunft des Königs und trotz dem slavischen Charakter des Hauptlandes wesentlich auf deutscher Grundlage fußen sollte, sollten vornehmlich die Städte werden, ein Beweis, daß der Gesichtskreis Ottokars gar weit den Gesichtskreis jener Historiker überragt, welche diesem Herrscher um seiner böhmischen Herkunft willen kein gutes Haar belassen können. Daher gründete er auch 1263 die Stadt Bruck an der Mur, welche vielfach an die fast gleichzeitig (1265) erfolgende Gründung der Stadt Budweis erinnert, und suchte das alte Judenburg zu heben, was für die städtearme Steiermark von wesentlichem Gewinn gewesen. Dann wurde genaue Umschau über die landesfürstlichen Güter gepflogen, um das Einkommen aus ihnen möglichst hoch zu steigern — Rationarium Styriae 1265. Natürlich konnten solche Absichten und Bestrebungen ebenso wenig den Beifall der steirischen Landherrn gewinnen, als sie daheim den des Adels gefunden. Ottokar traute dem steirischen Adel nicht, wie sich schon an dem Umstande zeigt, daß nur Auswärtige von ihm zu Landeshauptleuten, deren erster Herr Wolf von Rosenberg war und als vornehmster Bischof Bruno von Olmütz zu nennen ist, berufen worden sind. In seinem Animate griff der unbotmäßige Adel wieder zu einer Verschwörung, von welcher wir uns zwar keine ganz klare Vorstellung machen können, die aber das Resultat hatte, daß eine ganze Reihe steirischer Burgen gebrochen wurde und unter andern der Minnefänger Ulrich von Lichtenstein sein Domicill in der mächtigen Burg Klingenberg (Zvíkov) im südl. Böhmen nemen mußte. Krones glaubt diese Begebenheit zwischen Jänner und April 1268 setzen zu sollen.

Nachdem Ottokar schon bei der Besitzergreifung Steiermarks (1260) auch Herr des aquilejischen Lehens Fordenone (Portus Naonis) und so in Friaul einflußreich geworden war, luden ihn die Verhältnisse bald auch zur Gewinnung der Länder Kärnten und Krain ein. Im Spätjahre 1268 hatte er sich deshalb schon mit Herzog Ulrich von Kärnten zu Pödiebrad vertragen und als dieser am 27. October 1269 mit Tod abgegangen war, wußte er sich trotz den Gegenbestrebungen Philipps, des inzwischen zum Patriarchen von Aquileja avancirten Er-Erzbischofs, welcher sich auch mit dem Könige Stephan V. von Ungarn verbündet hatte, Ende 1270 in den Besitz Kärntens zu setzen. Der Besitz dieses Landes wie der von Krain und der Mark ward dann auch durch den Preßburg-Prager Frieden vom 3.—13. Juli 1271 dem böhmischen Könige gestiftet.

Während jedoch der gegen die Ungarn und ihre Verbündeten (Herzog Heinrich von Nieder-Baiern und Patriarch Philipp) errungene Erfolg zugleich Anlaß gab, daß Ottokar mit dem steirischen Adel sich wenigstens scheinbar ansöhnte, trug sich bald darnach ein Ereignis zu, welches hauptsächlich verschuldet hat, daß die Erinnerung an die böhmische Herrschaft in Steiermark eine so schlimme geworden ist. Zwischen 13. Juli — 1. September 1271 war nämlich der König nach Kärnten gezogen, um in die verworrenen Verhältnisse des Landes Ordnung zu bringen. Nachdem er das vollführt und die Drau entlang nach Steiermark herobkam, begrüßte ihn wohl ein Theil des steirischen Adels, feierte ihn das „Landvolk gemein“ und setzten ihn die Städte, nicht aber nam auch Seifrid von Mährenberg, an dessen Burg doch Ottokar vorbeikam, hieran Antheil. Der Mährenberger war trotz seinen kirchlichen Stiftungen als gewaltthätiger Mann verrufen; was aber bei Ottokar ihm hauptsächlich schadete, war seine Parteilichkeit für die Babenbergerin Gertrud, welche ihn vielleicht auch zu politischen Untrieben in Kärnten verleitete, und überhaupt ein schwerer Verdacht als Haupt einer weitverzweigten Verschwörung. Er wurde gefangen genommen, wobei ein Herr Ortolf von Windischgrätz Schergen Dienste that, und in Prag hingerichtet. Krones, welcher die Gefangennehmung und Hinrichtung Seifrids in Zusammenhang mit der Entfernung Gertrudens aus Steiermark um 1271 bringt und zwischen 6. December 1271—26. Februar 1272 einreicht,

nimmt zwar den Bericht des dem Böhmenkönig entschieden abgeneigten Reichschronisten, namentlich aber die Einzelheiten der Prager Tragödie misträuisch auf, will jedoch im Allgemeinen die Thatfache dieser tyrranisch gefärbten Hinrichtung nicht in Abrede stellen lassen. Nachdem über das Ereignis nur ein einziger und dazu feindlicher Bericht vorliegt, werden wir freilich nie ein richtiges historisches Urtheil über dasselbe gewinnen können. Die Nothmen von Mährenberg aber erblickten hindtend in ihrem Stifter einen Märtyrer und versahen den noch vorhandenen Sarg mit den Gebeinen und den Ketten Sigrids mit der Inschrift S. Sigfridus, wofern überhaupt das Ganze kein frommer Reliquien-Schwindel ist. Jedenfalls bilden die Verstoßung der Königin Margaret und des Mährenbergers Hinrichtung die dunkelsten Punkte in dem Leben des machtvollen Ottokars.

Derselbe hatte allerdings jetzt schon eine bedeutende Macht in seiner Hand vereinigt und den Grund zu einem ansehnlichen Staatswesen gelegt, allein die Feuerprobe gegenüber der bald darauf in Deutschland 1273 mit Rudolf von Habsburg neu erstandenen Gewalt hat es nicht bestanden. Die hochwürdigen Herren, denen Ottokar doch stets ein so großer Gönner gewesen, daß er deshalb manchen Leuten als Pfaffenkönig galt, mochten seit dem Beschlusse des Rhoner Concils, welches dem Könige die Unterwerfung unter den Habsburger ansah (1274), nicht mehr recht zu ihm halten und auch der Adel war in den Tagen der Entscheidung seiner gewohnten Rolle der Treulosigkeit nicht untreu geworden. Wenn man aber schon in der Versammlung desselben zu Göß Ende Juli 1274 eine neue adelige Verschwörung erblicken wollte, so weist Krones nach, daß es nur eine Zusammenkunft zur Beratung der allerdings schwierigen Lage des Landes war.

Im April 1274 ist Ottokar zum letztenmal in Steiermark gewesen. Ein Jahr und etwas mehr später erschienen schon steirische Parteigänger Rudolfs auf dem Reichstage zu Augsburg, um über des böhmischen Königs Willkür und Härte Klage zu führen. Am 7. September 1276 aber wird seine letzte Urkunde für die Steiermark, ausgefertigt und zwar bezeichnend genug für eine Stadt (Zudenburg), am 19. September endlich hatten sich die steirischen Edlen zur letzten Verschwörung während des österreichischen Interregnums im Stifte Neun zusammengethan, da die Görzer, des deutschen Königs Verbündete, bereits in Kärnten eingebrochen waren. Rasch wurden die obersteirischen Burgen den königl. Burggrafen entrißen, ward Zudenburg erobert und fiel endlich auch die Landeshauptstadt Graz. Im November-Frieden 1276 gingen Steiermark und die Nachbarlande dem böhmischen Könige unwiederbringlich verloren — sie folgten wiederum dem mächtigen Zuge der deutschen Reichsidee.

Die schöne Monographie von Krones bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte Ottokars II., welche wohl schon mehrfach geschrieben worden ist, nach meinem bescheidenen Dafürhalten aber noch immer nicht in der Weise, welche dem böhmischen Könige volle historische Gerechtigkeit widerfahren ließe. Der Enderfolg war allerdings gegen Ottokar, nichts desto weniger ist und bleibt er eine Persönlichkeit, welche stets unser Interesse in politischer wie in culturhistorischer Beziehung in hohem Grade fesseln wird.

Ohne irgend welches Gewicht darauf legen zu wollen, erlaube ich mir gleichwol zu bemerken, daß im J. 1265 von einem päpstlichen Breve (S. 35) deshalb nicht gesprochen werden sollte, weil diese Urkundenform erst im 15. Jahrhundert unter Eugen IV. ankam; wir haben es da vielmehr mit Bullen und Briefen zu thun, deren genauere Bezeichnung jedoch bloß nach den mitgetheilten Regesten nicht möglich ist. S. 49 dürfte vielleicht Ulrich von Lichtenstein als Marschall des Kärntnerlandes richtiger sein, da so viel mir bekannt die steirischen Lichtensteiner Marschälle in Kärnten und Kämmerer in Steier gewesen sind. S. 41 wird mit dem Burglein, wo der Graf Bernhart von Pfauenberg gefangen saß, Bürglich im mittleren Böhmen gemeint, welches im mittelalterlichen Deutsch Burgleins (Castellum) hieß.

In der Stift im August.

Pangerl.

Victor von Kraus: Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Freiherrn zu Stettenberg nebst einer Anzahl zeitgenössischer, das Leben am Hofe beleuchtender Briefe, herausgegeben von —. Innsbruck 1875. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

Wir sind dem Herausgeber zu großem Danke verpflichtet, daß er sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, unsere Kenntnisse über die Zeiten Friedrichs III. und Maximilians um eine eben so reichhaltige als interessante Quellenammlung zu vermehren, denn als eine solche wird man den vorliegenden Briefwechsel Maximilians mit Sigmund Prüsschenk betrachten können.

Wir können nur beiläufig auf den großen Mangel solcher Quellenmengen gerade über die bezeichnete Periode hinweisen; nur der kleinste Theil des Quellenmaterials aus den Zeiten Maximilians liegt in brauchbaren und kritisch gesichteten Ausgaben vor, ein großer Theil desselben harret noch der Publication und der Benützung. Was bis auf diesen Tag in dieser Beziehung geleistet wurde, knüpft an die Namen Virl, Chmel, Mone, Jules de St. Genois, Kervyn de Lettenhove, Le Glay, vor allem aber an den M. Gachard's an.

Den Publicationen, die durch diese Männer veranstaltet wurden, schließt sich in rühmlicher Weise die vorliegende an, die um so bedeutender ist, je werthvoller der Inhalt der vorliegenden Sammlung ist. Der größte Theil der Briefe ist von Maximilian an Personen gerichtet, denen er in rückhaltlosester Weise sein vollstes Vertrauen geschenkt hat. Unter diesen Personen nahm Sigmund Prüsschenk eine hervorragende Stelle ein. Das Geschlecht der von Prüsschenk ist mit Stephan um die Mitte des XV. Jahrhunderts in die Höhe gekommen. Seine Söhne Sigmund und Heinrich haben den Glanz desselben in seltener Weise erhöht. Durch Geldvorschüsse, welche sie dem immer bedürftigen Kaiser Friedrich machten, gelang es ihnen, eine stattliche Anzahl von Herrschaften und eine Reihe nicht unbedeutender Privilegien zu erlangen.

Als das alte Geschlecht der Grafen von Hardegg-Maidburg erlosch (1483), kamen die Besitzungen derselben zumeist an die Prüsschens. Mit dem reichen Besitz erbten sie auch den Namen und so ist Heinrich Prüsschenk der Stammvater des noch heute blühenden Geschlechtes der Grafen von Hardegg geworden (1495). Auch Maximilian halfen die Brüder oft aus drückenden Geldverlegenheiten. Darum standen sie auch bei ihm in großer Gunst und erlangten von ihm reichliche Vergabungen.

Um 1500 besaß das Geschlecht nahe an 50 Güter, ja es gab einen Moment, wo man daran dachte, die Prüsschens in den herzoglichen Stand zu erheben. Nicht viel später gelangten sie auch in Böhmen zu stattlichem Besitze.

Von den beiden Brüdern war Sigmund der bedeutendere. Von Jugend an hat er am Hofe Friedrichs verkehrt. Er besaß des Kaisers vollstes Vertrauen, und hat es verstanden, sich dasselbe bis an das Lebensende desselben zu bewahren. Daraus kann man sich das rasche Vorkommen der Brüder, die erst kurz zuvor in den Freiherrenstand erhoben worden waren, erklären. In welcher innigen Verbindung er mit Maximilian gestanden, ersieht man am deutlichsten aus den Briefen desselben. An den Geheimnissen, an den Freuden, an den Leiden Maximilians hat Prüsschenk lebhaften Antheil; wo es sich um politische Dinge handelt, gilt sein Rath vor dem anderer Männer. Fremde Fürsten, die eine rasche Erledigung ihrer Geschäfte wünschen, wenden sich an Prüsschenk. So manches reichliche Geschenk fließt in seine Tasche. Das rasche Wachsthum des Hauses erregt dagegen den Neid der adeligen Standesgenossen. Sie duldeten nicht, daß einer der Prüsschens Landeshauptmann von Oesterreich ob der Enns werde, als mit Starhembergs Tode das Amt erledigt war. Sie machen dem Kaiser energische Vorstellungen. Nichtsdestoweniger blieben die Brüder in der Gnade desselben. Noch am Todtenbette hat er seinen treuen Rath und Freund dem Sohne empfohlen. Er übergibt ihm seine Kleinode zur Aufbewahrung, da er dieselben sonst Niemanden anvertrauen mag. Sieben Jahre nach seines Herrn Tode starb Sigmund. Seine Güter und Besitzungen fielen, da er unverehelicht und kinderlos starb, an seinen Bruder Heinrich.

So viel über das Geschlecht, über seine Bedeutung und die Stellung, die es im letzten Viertel des XV. Jahrh. einnahm. Man wird daraus mit vollem Rechte einen Schluß auf den Werth der

vorliegenden Brieffammlung ziehen können. Neben den Briefen, welche an Prüssenk gerichtete sind, finden sich noch eine Unzahl von Briefen anderer Personen. Die Schreiben Maximilians sind vertraulichen Inhalts. Sie gewähren uns eine reizende Perspective auf das Hof- und Familienleben Maximilians. Die geheimsten Gedanken und Absichten des Prinzen werden enthüllt; sie geben reichhaltigen Aufschluß über seinen Aufenthalt und seine Verhältnisse in den Niederlanden. Die Briefe, welche seine Familienverhältnisse und seine Hofinteressen berühren, nehmen in der Sammlung eine hervorragende Stelle ein. Wie anmüthig schildert Maximilian seine junge Frau, die burgundische Maria: ich hab ein schöns froms tugenhafftigs weib, daz ich mich bennegen lasz und danckh gott, sie ist so lang, als die Laxenburgerin, von loib klein, viel kleiner, den die Rosina — auf die er soust noch des Desterz zurückkommt — und schneeweisz, ein prauns haar, ein kleins nasel, ein kleins heuptel und antlitz, praun und grawe augen gemischt, schön und lanter . . . der mund ist etwas hoch, doch rein und rot, sonst viel schöner iungfrowen, als ich all mein taag bey einer gesehen hab und frölich . . . mein gemahl ist eine ganze waidtännin mit valken und hunden, sie hatt ein weisz windtspiel, das lauft vast bald . . . Auch seine Schwiegermutter wird mit einigen Strichen gezeichnet; sie ist noch eine Erscheinung, die Ansprüche machen kann — eine feine, schöne Frau, lustig und gut. Am Hofe geht es alleweil sehr lustig her: Hier legt sich jedermann um 12 zum Schlasfe nieder und steht des Morgens um 8 Uhr auf. Von Kostna hat er einen thänenreichen Abschied genommen: Ich und meine Rosina sein in aller Lieb von einander geschieden, es hat uns beiden so weh gethan, daß wir mit einander nicht haben reden mögen. Prüssenk werde ihr die Briefe geben, die er unter dem Pseudonym Caspar Perkhaimer an sie schreiben werde. Vielleicht gelingt es, daß der Kaiser sie mit Polheim oder einem andern braven Mann vermält.

Ueber Maximilians Geschäfte, über seine abenteuerlichen Neigungen zu Ritterspielen und Wettkämpfen, zu Jagden und gefährlichen Unternehmungen enthält die Sammlung zahlreiche Details. Festliche Spiele und Lustbarkeiten werden erwähnt, und der verdient sich wohl des Kaisers Lob vor Allem, der etwa einen neuen Panzer erdenken kann oder eine neue Unterhaltung erfindet. Aber der Ernst waltet doch am meisten vor. Er berührt die politischen Geschäfte in den Niederlanden, die Verwicklungen mit den Franzosen: „In der ganzen Welt gibt es keinen feigeren Böfewicht, als den König von Frankreich.“ Von seiner Schilderung der niederländischen Provinzen wollen wir eine Stelle hier anführen: es sein gross stett ob 20 als Wien... item all stätt die in Holand liegen in wassergraben und die schlosz hieten der stätt, daz sie nit wieder den fürsten thun mügen, die wassergraben seind in Holland das rechte meer, als zu Venedig, in Brabant, Flandern; die wassergreben, wann man die connel in stetten schwelt, bei einer halben vierten einer meil breit, und alle stett klein und gross haben die see; könnten diese lant, wern ungewonnen, wo sie leut hetten, die sie werten. ...

Doch diese Proben werden genügen, um den Werth der Schriftstücke ermessen zu können, mit denen uns der Herausgeber vertraut macht; es sind deren 92. Aus drei verschiedenen Bibliotheken hat derselbe seine Sammlung zu Stande gebracht; denn die Originale der ursprünglich autographen Sammlung sind verloren. Ein großer Theil der von Maximilian an Prüssenk gerichteten Briefe fand sich im Wiener Ständearchiv unter den sog. Strein'schen Collectaneen. Es sind, wie der Herausgeber bemerkt, sehr verlässliche Aufzeichnungen, nur der über Maximilian handelnde Band ist mit geringerer Sorgfalt zusammengestellt. Eine Reihe von Emendationen hat der Herausgeber vorgenommen, auf die wir im weiteren Verlaufe zurückkommen. Dieselben Stücke wie in der Strein'schen Sammlung enthält auch ein Papiercodex des Klosterarchives zu Göttweih. Endlich findet sich in der Wiener Hofbibliothek ein Manuscript saec. XVII, das die meisten Schriftstücke der vorliegenden Sammlung enthält. Einzelne fanden sich überdies im Wiener H. Hof- und Staatsarchiv. Das war das Material, welches dem Herausgeber zu Gebote stand. Er war demnach in der Lage, sinnstörende Fehler, die sich in der einen oder in der anderen Handschrift vorfanden, kontrolliren und verbessern zu können. Zur Grund-

lage des Druckes wurde die letzte der genannten Handschriften genommen. In Bezug auf den Abdruck hat sich der H. an jene Normen und Grundsätze gehalten, deren sich Weizsäcker bei der Herausgabe der deutschen Reichstagsacten bedient, und von denen es wünschenswerth wäre, daß sie allgemein bei Editionen von Quellenwerken des XIV. und XV. Jahrhunderts acceptirt würden. Der Abdruck der ganzen Sammlung kann dem gemäß als correct bezeichnet werden. Jedem einzelnen Briefe schickt der H. eine eingehende Inhaltsangabe voraus. Auf die Datirung hat er ein sehr genaues Augenmerk verwendet und manche notwendigen Correctur vorgenommen. Letztere betreffen insbesondere den 4., 5., 7., 8., 19., 24., 26., 70. Brief.

Bei einzelnen Emendationen ist noch eine Bemerkung zu machen. Da der Herausgeber von den Weizsäcker'schen Grundsätzen auch den der „Anwendung der cursiven Schrift bei Textergänzungen“ angenommen hat, so hätte gleich in dem ersten Briefe das Wort „becher“ in cursiver Schrift ergänzt werden können, das im Contexte fehlt, besonders da der Herausgeber dasselbe auch im Regest verzeichnet. Im 3. Briefe möchte Referent eher der Gützelher Handschrift folgen und statt „vast listig viel“, „vast lustig und gut“ setzen, das dann sehr gut zu der folgenden Bemerkung paßt: „hätten wir hie fried, wir sässen im rosegarten.“ Auf pag. 29 wäre wenigstens der Versuch, die bezeichnete Stelle zu emendiren, wünschenswerth gewesen, denn jetzt gibt sie keinen Sinn; ich würde vorschlagen zu bessern: und ir, als dann vorseehlich ist,“ damit ist ohne gewaltsame Aenderung der Sinn der betreffenden Stelle wiedergegeben; pag. 31 sollte es vielleicht heißen in wais wie und es ist das was nur in überflüssiger Weise wiederholt. Im 18. Brief hegt der Ref. Bedenken gegen die Inhaltsangabe: „Warnt ihn vor (Rosinens) falschem Sinn“, was mir nicht recht zu dem zu passen scheint, was sonst von Rosina in überschwellendem Gefühle gesagt wird. Vielleicht könnte nach „bevolhen sein“ ein Punkt gesetzt werden. pag. 51 wäre das Wort „geenberndt“ zu emendiren gewesen; pag. 100 hat es zu lauten: „Liechtenstein“. Doch dies sind Dinge ganz untergeordneter Art, welche das bedeutende Verdienst des Herrn Herausgebers in keiner Weise schmälern können. Wir wünschen ihm recht viel Zeit und Muße, in seinem „eifrigen Sammeln zu Studien über das Zeitalter Maximilians“ fortzufahren; es wird dann, wie wir es hoffen und wünschen, recht bald die Zeit kommen, daß man zu einer einigermaßen zweckentsprechenden Geschichte dieses Kaisers gelangen wird; vielleicht ist es dem Herausgeber selbst vergönnt, dies große Werk in Angriff zu nehmen.

Zernowitz im October 1875. S. P o s e r t h.

Dr. Ferdinand Bischoff: Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters. Herausgegeben mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht und des steiermärkischen Landtages vom historischen Vereine für Steiermark. Graz, 1875.

Es ist gar erfreulich zu sehen, mit welcher warmem Eifer, rechter Verständigkeit und daher ganz befriedigendem Erfolge die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit des herrlichen Alpenlandes jenseits des Semmerings seit einem Duzend von Jahren betrieben wird. Der rege Sinn des Volkes für die Geschichte seines Landes und dann ein kleiner Kreis von Männern, welche zwar nicht durch ihre Geburt dem Lande angehören, nun aber dort wohnen, neben ihrem amtlichen Wirken die Landesgeschichte fleißig pflegen und so in ihrer Weise dankbar dem Lande heimzahlen, was es ihnen an Annehmlichkeiten des Lebens bietet, sind wohl die vornehmsten Ursachen der beachtenswerthen Erscheinung. Der historische Verein hat in Folge dessen einen bedeutenden Aufschwung nehmen können und sein voriger hauptsächlich dilettantischer Charakter hat immer mehr einer streng wissenschaftlichen Richtung weichen müssen. Die Landschaft selber dann trug der Aenderung der Dinge insoferne Rechnung, als sie zur Förderung der Zwecke dieses Vereines mancherlei Geldmittel bewilligte und namentlich durch Gründung eines Landesarchives, welches sich unter seinem Vorstande Josef Zahn zu einer wahren Musteranstalt entwickelt und nicht allein in dem, was Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit der Ordnung anbelangt,

sondern auch in vielen anderen Dingen alle dem Referenten bisher zugänglich gewesenem Archive theilweise weit übertrifft, den Forschern die reichsten, besten und was von besonderem Gewicht, auch die zugänglichsten Quellen geboten hat und für alle fernere Zeit bieten wird.

Die vornehmste Aufgabe des historischen Vereines bildet aber dormalen die Herausgabe der steiermärkischen Geschichtsquellen, von welcher Professor Bischoff uns diesmal in ganz ausgezeichneter Bearbeitung eine Quelle bietet, welche bisher fast unbeachtet geblieben ist, obgleich dieselbe eine zwar nicht vollkommene aber doch unvergleichlich richtigere und deutlichere Vorstellung über das Recht der innerösterreichischen Länder im 14. und 15. Jahrhundert gewährt, als ohne dieselbe jemals zu erlangen möglich wäre. Es ist diese Quelle das steiermärkische Landrecht des Mittelalters. So wichtige und mannigfache Aufschlüsse über das Recht der innerösterreichischen Länder Urkunden und andere Zeugnisse des Rechtes gewähren, der weitaus größte Theil der in diesem Landrechte gesammelten Rechtsätze wäre aus ihnen niemals zu erkennen. Und auch über das Gebiet der Geschichte des Rechtes in Oesterreich hinaus dürfte dasselbe wenigstens insofern von Wert sein, als es geeignet ist, zu Nachforschungen über manche Rechtsinstitute anzuregen, welche bisher fast ganz unbeachtet geblieben sind.

Zudem der Bearbeiter den Wert seiner Quelle also zum Verständnis zu bringen sucht, weist er in seinem auch äußerlich ganz gefällig ausgestatteten Buche und zwar in dem ersten Capitel, welches die Literatur über das steirische Landrecht behandelt, nach, daß es der vor etwa anderthalb Jahrzehnten verstorbene Staats-Archivar S. P. Kaltenbäck gewesen, welchem wir die erste sichere Nachricht über dieses Landrecht verdanken. Kaltenbäck beschäftigte sich zum Zwecke seiner kulturhistorischen Studien mehrfach mit einheimischen Rechtsquellen; so fand er auch ein steirisches Landrecht in einer Admonter Handschrift und erstattete hierüber öffentlichen Bericht. Die erwähnte Handschrift ist übrigens wahrscheinlich und leider auch jenem verheerenden Brande zum Opfer gefallen, welcher die uralte Benedictiner-Abtei im Ennsthal im J. 1865 betroffen und eine Reihe unersehblicher Geschichtsquellen vernichtet hat. Außer der verloren gegangenen Handschrift des Stiftes Admont sind aber bisher 9 andere Handschriften in Graz, Wien und Nikolsburg bekannt geworden. Bischoff liefert im 2. Capitel eine umständliche Beschreibung derselben, von welchen die beste zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts von dem Güter Rentmeister Cajetan von Mahern auf dem Dachboden des Pichelhofes in Vorderberg unter altem Gerümpel aufgefunden worden ist. Die Handschrift ward später dem historischen Vereine für Steiermark geschenkt und gelangte durch diesen in das Landes-Archiv, welches zugleich die Schatzkammer des genannten Vereines repräsentirt. Der Bearbeiter bezeichnet die Handschrift mit I und legt sie seiner Ausgabe des Landrechtes zu Grunde. Der Schreiber dieser Handschrift, welche um 1425 gesetzt werden darf, war keinesfalls auch der Verfasser des Landrechtes und ist die Handschrift nicht als Original zu betrachten. Neben dieser ist noch die Handschrift Nr. 107 des k. und k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs (B¹ bezeichnet) deshalb zu erwähnen, weil Bischoff ihr die ersten 35 Artikel seiner Landrechtsausgabe, welche in der Grazer Handschrift fehlen, entnommen hat.

Nach der Beschreibung der Handschriften beschäftigt sich der Bearbeiter in dem 3. Cap. mit den Beziehungen derselben zu einander und deren Verschiedenheiten. Als Hauptergebnis der nach dieser Seite jedenfalls sehr schwierigen und mühseligen Untersuchung bietet er uns den Nachweis von fünf Textesformen des Landrechtes, von welchen ein unmittelbares Abstammungsverhältnis nur zwischen 2 Wiener Handschriften und höchstens noch zwischen einer von diesen und der Nikolsburger angenommen werden kann. Man kennt weder die Originalhandschrift des Verfassers noch die Vorlagen von 8 Handschriften-Texten. Eine Hofbibliothek-Handschrift und die verlorene Admonter enthalten die jüngsten Textesgestaltungen, während es für die Untersbestimmung der anderen drei Textesformen an den erforderlichen Anhaltspunkten mangelt.

Ein 4. Cap. handelt von dem Charakter, Verfasser, Quellen und Entstehungszeit des steiermärkischen Landrechtes. Darnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir in der von Bischoff gebotenen Ausgabe ein steirisches Rechtsdenkmal vor Augen haben. Es ist aber

daselbe nicht bloß ein Landrecht, sondern auch, weil es zum größten Theile Bestimmungen enthält, welche zur Landschranne in Graz in keiner engeren Beziehung standen, nicht nur für die Landschranne Geltung hatten, und weil es zahlreiche Normen über das materielle Recht, auch über Lehen-, Dienst- und Hofrecht enthält, eine Aufzeichnung des in der Steiermark überhaupt geltenden gebräuchlichen Rechtes. Nur das Stadtrecht war von dem Verfasser des Landrechtes gänzlich übergangen, sonst wären so ziemlich alle Gebiete des weltlichen Rechtes vertreten. Die Darstellung ist meistens kurz und knapp, ohne besondere Motivirung und Casuistik. Eine durchgreifende systematische Ordnung des Inhaltes ist nicht wahrzunehmen. Die Form aber, in welcher das Landrecht uns vorliegt, erscheint nicht als ein Werk der Gesetzgebung, sondern wir haben ganz gewis nur eine Privatarbeit vor uns, als deren Verfasser wir einen Landschrannschreiber vermuten dürfen. Auch über die Quellen, welche derselbe benützt hat, sind nur Vermutungen auszusprechen. Er benützte, wie es scheint, nur steirische Quellen und schöpfte aus solchen, namentlich auch aus der steiermärkischen Rechtspraxis, sein Werk. Die Judenrechts-Artikel nam er einfach aus dem Schwabenspiegel herüber, sonst aber erscheint sein Werk dieser Rechtsquelle und auch anderen deutschen Rechtsquellen gegenüber als durchaus selbstständig und originell. Wann dann dieses Landrecht entstanden ist, so ergibt eine Vergleichung mit verwandten Rechtsquellen, namentlich mit dem bairischen Landrecht, als wahrscheinlich, daß es um dieselbe Zeit wie dieses, also noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, aufgezeichnet worden sei. Ueberhaupt wird der früheste Termin der Entstehung kaum vor Beginn der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, als spätester Termin das Jahr 1425 zu setzen sein. Ist endlich der Gebrauch des steirischen Landrechtes nirgends ausdrücklich bezeugt, so ist es doch zweifellos und nicht allein in Steiermark sondern auch in Kärnten und wahrscheinlich auch in Krain hat man sich dieses Landrechtes bedient.

Ein 5. Cap. macht uns mit dem Plan der Ausgabe des Landrechtes bekannt. Die sichere Unterscheidung eines ursprünglichen Textes von etwaigen späteren Zusätzen schien nach der vorliegenden handschriftlichen Ueberslieferung nicht möglich, folglich glaubte der Bearbeiter in der Veröffentlichung des Landrechtes in seiner vollsten und besten Form seine Aufgabe zu erblicken. Demnach wählte er die beiden oben ausdrücklich bezeichneten Handschriften zur Grundlage seines Textes und bietet die einigermaßen erheblichen abweichenden Lesarten der übrigen Handschriften in den Noten. Den Text gibt er aber absichtlich möglichst unverändert nach seinen Vorlagen und läßt zur Erleichterung der Benützung und Förderung des Verständnisses des Landrechtes den einzelnen Artikeln mitunter ausgedehnte Anmerkungen folgen.

Der Text des Landrechtes selber, welcher cursiv gedruckt ist, soweit er in der Handschrift des steirischen Landesarchives nicht enthalten ist, umfaßt 252 Artikel. Demselben läßt Bischoff zunächst in einem 1. Anhang eine Sammlung von Gerichtsbriefformeln der Grazer Landschranne aus einer Handschrift des steirischen Landesarchives folgen. In einem 2. Anhange wird eine Ordnung des steiermärkischen Proceßrechtes in der Landschranne vom J. 1503 mitgetheilt. Verzeichnisse der Orts- und Personennamen, der Worte und Sachen, endlich der benützten Druckwerke machen den Beschluß des ebenso sauberen als gediegenen Werkes mühsamster Forschung, welches wohl von den Fachleuten mit größter Anerkennung aufgenommen werden dürfte. Das Wort- und Sachregister, welches mit der bairisch-österreichischen Rechtsprache recht vertraut zu machen geeignet ist, wird auch von den Sprachforschern mit Dank begrüßt werden.

Es muß endlich nicht minder anerkennend hervorgehoben werden, daß unser h. Unterrichts-Ministerium und der steiermärkische Landtag einer so vortrefflichen Publication unterstützend zur Seite gestanden sind. Das hiedurch gegebene rühmliche Beispiel kann nicht anders als zur Wiederholung und Nachahmung bestens empfohlen werden.

In der Stift im August.

Pang er l.

Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. XXIII. Heft. Graz 1875.
Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Herausgegeben vom historischen Vereine für Steiermark. 12. Jahrgang. Graz 1875.

Der historische Verein für Steiermark entwickelt seit einer Reihe von Jahren eine rege wissenschaftliche Thätigkeit und viele in seinen Schriften niedergelegten historischen Arbeiten verdienen eine weit über die Grenzen des Steirerlandes hinausgehende Beachtung. Wir erwähnen nur die Arbeit Felicettis „Steiermark vom 8.—12. Jahrhundert“ im 9. und 10. Jahrgang der Beiträge, Beck-Widmanstetters Abhandlung „Ulrich von Lichtensteins des Minnesängers Grabmal auf der Frauenburg“ im 19. Hefte der Mittheilungen und die beiden Aufsätze von Prof. Krohnes „Sigmund von Herberstein“ im 19. Hefte und „die Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen in Steiermark (1252—1276)“ im 22. Hefte der Mittheilungen. Die zuletzt genannte Arbeit, sowie ein kleiner Aufsatz von Professor Zwiedeneck im 21. Hefte der oben genannten Zeitschrift, welcher ein merkwürdiges Flugblatt, auf dem ein „Die Bettler aus Böhmerland“ betitelt Gedicht abgedruckt ist, bespricht, dürfte auch die böhmischen Historiker ganz besonders interessieren.

Die beiden jüngst erschienenen Hefte der Mittheilungen und Beiträge enthalten ebenfalls eine Reihe sehr beachtenswerther Arbeiten. In den Mittheilungen (23. Heft) begegnen uns die culturgeschichtlich interessanten Studien des Professors Luschin-Ebengreuth zur Geschichte des steirischen Adels im 16. Jahrhundert, eine besonders für Germanisten werthvolle Abhandlung des Professors Schönbach, eines gebornen Deutschböhmen, „über die Grazer Handschrift des Lateinisch-deutschen Freidank“ und zwei Aufsätze von Professor Mayer und Archivar Wächner von mehr provincialgeschichtlichem Interesse, der eine „über die ersten Bauernunruhen in Steiermark,“ der andere über eine obersteirische Pfarre zur Zeit der französischen Invasion.

Die „Beiträge“ enthalten dagegen außer zwei kleineren Aufsätzen von Professor Wolf „über ein Handbillet Kaiser Josef II.“ und von Professor Bischof „über Murauer Stadtbücher, eine Arbeit von allgemeinem historischem Interesse, auf die wir hier ganz besonders aufmerksam machen wollen.

Es ist dies die Abhandlung des Bibliothekars des Cistercienserklosters Reun, P. Anton Weis, welcher sich durch seine Arbeiten über die älteste Geschichte Reuns und über das werthvolle Archiv dieses Klosters (Beiträge Jahrgang 2) bereits in der steirischen Historiographie einen guten Namen erworben hat, über die Handschriftensammlung seiner Stiftsbibliothek.

Das Kloster Reun, von dem steirischen Markgrafen Leopold im Jahre 1128 gegründet, gehört zu den älteren Klöstern der grünen Steiermark und ist dermalen das älteste der noch bestehenden Cistercienserklöster. Wir kennen bereits aus den Arbeiten Winters über die Cistercienser im nördlichen Deutschland und aus den Arbeiten Professor Pangerls zur Geschichte des südlichen Böhmens, welche großartigen Verdienste sich der Cistercienserverorden um die Cultur und ganz insbesondere um das Deuththum erworben hat.

Durch die oben erwähnte Arbeit des P. Weis über die Reuner Handschriften werden wir nun auch mit dem stillen geistigen Schaffen eines Cistercienserklosters vertraut gemacht. Es haben sich zu Reun, trotz mancher Verluste in stürmischen Zeiten, noch 210 Codices erhalten und darunter 27 aus dem 12. Jahrhunderte, in welchem bekanntlich das Kloster gegründet wurde, und 14 aus dem 13. Jahrhunderte.

Unter den Codices des 12. befindet sich eine Chronik Otos von Freising und unter denen des 13. Jahrhunderts Fragmente von Wolfram von Eschenbachs Parzival. Diese beiden Handschriften legen Zeugniß ab, daß in unserem Kloster schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens auch die Profanwissenschaften eine eifrige Pflege fanden. Der größte Theil der Handschriften gehört natürlich den späteren Jahrhunderten an und ist besonders für die theologischen Wissenschaften und für die steiermärkische Geschichte von Bedeutung. Doch gibt es einige Handschriften darunter, die auch die böhmischen Historiker interessieren dürften.

Im Codex Nr. 87 (sec. XV) ist auf Blatt 172b—175a) die „Responsio sanctissimi do-

mini nostri papae Pii (II. 1458—1464) ad oratores regis et regni Bohemiae“ zu finden. Die aus dem 17. Jahrhundert stammende Handschrift Nr. 118 enthält folgende Bohemica:

1.) Auf Blatt 1a — 24a „Ferdinand III. Instruction und ordnung, nach welcher sich inskünftig vnser königl. appellations Cammer auf vnserm königl. Präger Schloss sowohl vor vnd vnter sich selbst, als auch in denen darbey für kommanden Justiz- vnd Parthey-sachen zu richten hat. Datum Linz 26. Nov. 1644.“

2. Auf Blatt 25a — 46a „Instruction der königl. Präger wie auch anderer Stätte im Königreich Böhaimb. Datum Prag 2. Mart. 1660.“

3. Auf Blatt 54a — 56a „Etwelche aus denen im a. 1659 vnterm 27. Febr. von der löblichen böhmischen Cammer (zur Verwaltung der Waisensachen) abgeschickte Artiel, welche aber in gewissen Puncten wieder Ihrer Maj. Kaysers Rudolphi alte ausmessung handeln.“

Endlich sei noch erwähnt, daß in dem dem 14. Jahrhunderte angehörenden Codex Nr. 204 eine von dem Meisterfänger Heinrich von Mügeln verfaßte Verdeutschung der Glosse des Nicolaus von Pyra († 1341) über dem Psalter sich befindet, „die geschriben hat Johannes vom Hoff anz Voyt Lant dem erbern Mann Ludweigen Purger ze Eger.“

Der Verfasser hat die Handschriften nach den besten Grundsätzen der Bibliothekswissenschaft beschrieben. Er gibt uns dann am Schlusse ein ausgezeichnet gearbeitetes Fachregister, welches zuerst ein Verzeichniß der einzelnen Handschriften nach den verschiedenen Wissenschaften, ein solches der Autoren in alphabetischer, der Schreiber in chronologischer Folge, der Handschriften nach ihrem Alter und zuletzt eines der Anfänge der einzeln Tractate enthält.

Möge der Sinn für Pflege der Wissenschaften, von dem diese Arbeit wieder neuerdings Zeugniß ablegt, dem altherwürdigen Stifte Neun auch fernerhin erhalten bleiben und den künftigen Schriften des historischen Vereins für Steiermark noch recht viele werthvolle Abhandlungen verschaffen.

Schwarzenberg in Franken, den 12. October 1875. A. Mörath.

II.

Archivwissenschaft.

Dr. C. A. S. Burkhartd: Hand- und Adreßbuch der deutschen Archive im Gebiete des deutschen Reiches, der österreichisch-ungarischen Monarchie, der russischen Ostseeprovinzen und der deutschen Schweiz. Leipzig 1875.

Kein wissenschaftliches Institut hat unter den politischen Veränderungen, die im Anfange unseres Jahrhunderts Deutschland umgestaltet haben, mehr zu leiden gehabt, als die Archive. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war Deutschland in 266 Staaten zersplittert. Jeder dieser Staaten hatte sein eigenes Archiv und daneben gab es noch unzählige Adels- und Klosterarchive, welche Letztere auch durch die Säcularisation sehr viel zu leiden hatten. Wo diese Archive überall hingerathen sind, welche Schätze dieselben bergen und unter welchen Modalitäten dieselben gehoben werden dürfen, das Alles zu erfahren, ist ein von den Historikern schon längst gefühltes Bedürfniß.

Demselben nun nach Kräften abzuhelpen, ist der Zweck des oben citirten Buches, welches der verdienstvolle Archivrath Burkhartd in Weimar herausgegeben hat und welches als ein ebenbürtiger Rivale des vor einiger Zeit erschienenen Adreßbuches über die Bibliotheken Deutschlands und Oesterreichs anzusehen ist. Da sich auch unser Verein und vor Allem unser leider nur zu früh verstorbene Geschäftsleiter Karl Kemner um das Zustandekommen dieses Buches bemüht haben, so haben wir ein doppeltes Interesse, dasselbe zu besprechen. Es ist sehr praktisch

und übersichtlich eingetheilt und enthält in doppelter alphabetischer Ordnung die einzelnen Staaten, in denen sich für die deutsche Reichs- und Provinzialgeschichte wichtige Archive befinden, und innerhalb der einzelnen Staaten die Aufbewahrungsorte der einzelnen Archive.

Wünschenswerth wäre es aber, wenn in einer neuen Auflage den Namen der Orte, wo die Archive aufbewahrt werden, wenigstens bei den größeren Staaten, wie Oesterreich und Preußen, in einer Klammer auch die Namen der Provinzen, in welchen diese Orte liegen, beigelegt würden, ein Verfahren, welches den Suchenden der Mühe überheben würde, sich darüber erst wieder in einem geographisch-topographischen Lexikon Rathes erholen zu müssen. Es ist z. B. einem im deutschen Reiche lebenden Historiker nicht zuzumuthen, zu wissen, daß der Ort Neuschloß, in dem ein fürstl. Schwarzenbergisches Archiv aufbewahrt wird, in Böhmen liege; um so weniger als es in diesem Lande selbst wieder mehrere Orte des Namens Neuschloß gibt, was selbstverständlich die Orientirung erschwert. Interessant wäre es auch, wenn jedem einzelnen Archive die Notiz beigelegt würde, welchem der ehemaligen alten Reichskreise es einst angehört habe.

Bei jedem einzelnen heute bestehenden Archive sind in unserem Buche ferner angegeben die Kanzleistunden, zu welchen das Archiv benützt werden kann, die Namen und Titel des Archivpersonals, die Benützungsnormen, die Literatur, die aus der Benützung des Archives hervorgegangen ist, und zwar vorerst nur die Quellenpublicationen und die auf die Geschichte des betreffenden Archives bezüglichen Schriften, — in einer der nächsten Ausgaben sollen auch die Forschungen in verarbeiteter Form aufgenommen werden — und endlich die Bestandtheile des Archives, worunter auch die früher selbstständigen Archive, die nun in dem betreffenden Archive aufbewahrt werden und einen Sammelpunkt gefunden haben, angeführt sind. Am Schlusse des Buches befinden sich auch zwei trefflich gearbeitete Register, das eine über die selbstständigen und einverleibten Archive, das andere über die sämmtlichen Archivbeamten. Dasselbe enthält Nachrichten über 469 Archive. Es hätten aber nach den Intentionen des Verfassers noch viel mehr Archive besprochen werden sollen. Leider aber ist der Verfasser bei der Sammlung von Nachrichten über die einzelnen Archive auf einen heutzutage fast unglaublichen Indifferentismus gestoßen. Von seinen Gesuchen sind, wie der Verfasser selbst in der Vorrede gesteht, nur fünf Zwölftheile einer Beachtung würdig befunden worden. Hoffen wir, daß es in der Zukunft besser werden wird, und daß der Verfasser in einer neuen Ausgabe des Buches uns noch eine weit größere Anzahl von Archiven wird vorführen können. Was aber uns Oesterreicher speziell betrifft, so muß es uns mit stolzer Genugthuung erfüllen, daß der Verfasser selbst eingesteht, daß man bei uns „trotz der hier herrschenden Decentralisation des Archivwesens mehr als in Deutschland selbst die Wichtigkeit seines Unternehmens erkannt und dasselbe durch ein überaus freundliches Entgegenkommen zu fördern gestrebt habe.“

Unter den 178 österreichischen Archiven, die in diesem Buche besprochen werden, nehmen die böhmischen Archive eine ehrenvolle Stellung ein. Zu bedauern ist nur, daß die Vorstände der so werthvollen Archive in Raubnitz und Worlit keinerlei Auskunft über ihre Archive dem Verfasser zukommen ließen. Derselbe hat daher auch nur das Raubnitzer Archiv, von welchem er aus den Beiträgen zur Kunde steirischer Geschichtsquellen Kenntniß erlangte, erwähnt. Dieses Archiv wurde in jüngster Zeit von Professor Wolf für sein Werk „Fürst Wenzel Lobkowitz, erster geheimer Rath Kaiser Leopold I. Wien 1869“ und von Prof. Gindely für seine Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618 (Prag 1869) benützt. Die mit diesem Archive in Verbindung stehende fürstl. Lobkowitz'sche Bibliothek enthält viele werthvolle Handschriften. Bei der Literatur über das Archiv des in Steiermark befindlichen Chorherrenstiftes Broum wäre noch die in den Beiträgen zur Kunde steirischer Geschichtsquellen erschienene und von Prof. Dr. Pangerl verfaßte ausführliche Beschreibung der Handschriften dieses Stiftes nachzutragen. Ferner möchte der Referent auch noch auf das in Gratz befindliche gräflich Herberstein'sche Familienarchiv und auf das gräflich Auersperg'sche Archiv zu Thurn am Hart in Krain aufmerksam machen. Das erstere Archiv enthält Originalurkunden, die bis ins 13. Jahrhundert zurückrei-

chen und wurde bereits von Kuntz in seiner Geschichte der Burg und Familie Herberstein (Wien 1817) benützt. Ueber das Letztere wird gewiß der in Graz residirende Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) gern Auskunft geben. In Baiern wären noch das in Ansbach befindliche Archiv des historischen Vereins für Mittelfranken und das städtische Archiv zu Rothenburg an der Tauber, welches noch einen großen Theil des Archives dieser ehemaligen Reichsstadt enthält, einer Beachtung werth. Das letztere Archiv hat in neuester Zeit Hänle in seinen historischen Studien über den berühmten Rothenburger Bürgermeister Toppler, welche in den Mittheilungen des historischen Vereines für Mittelfranken erschienen sind, benützt. Vielleicht tragen diese Bemerkungen ein Schärfelein zur Vervollständigung unseres Buches, das hoffentlich bald in einer neuen und vermehrten Auflage erscheinen wird, bei. Möge dasselbe aber auch zu einem einheitlichen Zusammenwirken aller deutschen Archivbeamten auf dem Gebiete der Archivwissenschaft anregen und den Indifferentismus gegen das Archivwesen besiegen und die letztere leider noch anklebenden Schäden und Mängel beheben helfen. Aber auch jetzt schon ist man dem Herausgeber Herrn Dr. Burkhart für das Gebrachte zu großem Danke verpflichtet, denn bei einem bahnbrechenden Unternehmen, wie das seine, sind die Mühen und wohl auch Kosten leicht zu ermessen.

A. M ö r a t h.

III.

N a c h l e s e.

Das Musik-Conservatorium in Prag in seiner Entstehung, allmäligen Entwicklung und gegenwärtigen Wirksamkeit, historisch und statistisch dargestellt. Leipzig o. J. C. W. Bollrath.

In Form einer bescheidenen Broschüre bietet der anonyme Verfasser, der übrigens — ex ungue leonem — leicht genug errathen werden kann, eine sehr interessante Schilderung der Entstehung und Entwicklung des böhmischen Musikconservatoriums. Ursprünglich erschienen in der Allgemeinen illustrirten Zeitung, dürfte die Arbeit von vielen Seiten übersehen worden sein, und es war jedenfalls ein löblicher Gedanke, sie in ihrer gegenwärtigen Form der Vergessenheit zu entreißen.

Nachdem der Verfasser Eingang der Zustände der Musik im vorigen Jahrhunderte in Böhmen und deren Verfall durch die Aufhebung der Klöster und die kriegerische Zeit am Ende desselben gedacht, bringt er in klarer und interessanter Weise die Geschichte der Anstalt von ihrer im Jahre 1808 durch 8 böhmische Cavaliere erfolgten Gründung bis zur Gegenwart. Auch diese in ihrer Anlage rein deutsche Lehranstalt hat seit dem Jahre 1848 das Schicksal ähnlicher Schöpfungen zu theilen; die Begehrlichkeit der wackeren Tschechen ward nach ihr rege, und der Verfasser meint, man könne durchaus nicht behaupten, daß die Tschechisirungsversuche am Institute zu seinem Vortheil gereichen, daß vielmehr die unerquicklichen Zustände, welche man durch einige an die nimmerfertigen, fanatischen Nationalen gemachte Concessionen geschaffen hat, bis in die Gegenwart schädigend wirken. Das gibt sich auch aus der Liste der aus dem Institute hervorgegangenen Berühmtheiten zu erkennen, unter denen wir Kallivoda, Gläser, Neukirchner, Fuchs, Dreyschock, Gottwald, Albert u. s. w., sowie die Sängerinnen Henriette Sontag und die Köder-Romani finden. Sie alle verließen vor dem Jahre 1848 das Conservatorium. Nach dieser Zeit sind nur David Popper und die Mallinger noch als Künstler ersten Ranges daraus hervorgegangen. — Der Schluß der Arbeit bringt einige Notizen über Einrichtung der Anstalt und ihre Statistik. Es wäre interessant gewesen, wenn der Verfasser noch hinzugefügt hätte, wie viele der 115 Schüler der deutschen und tschechischen Nation angehören.

—e.

K a l e n d e r.

An die rasch enteilende Zeit gemahnen auch wieder die Literaturscheinungen, welche jährlich in erneuter Gestalt in rascher Fülle aufschließen, um über des neuen Jahres Zeiteintheilung Kunde zu bringen — die Kalender. Wir gedenken noch der Zeit, wo es außer dem „Prager“

„Zeitmerker“ und dem „Wirtschaftskalender“ keinen weiteren weit und breit gab, und heute würden wir den uns gebotenen Raum ins Unendliche überschreiten müssen, wollten wir aller gedenken, die sich da bemühen in jeder denkbaren Weise ihrer Aufgabe zu genügen. Es gelingt dem einen besser, dem anderen schlechter ihren älteren Kameraden den Rang abzulaufen, oder wenigstens gleich zu kommen, denn vom Prager Hauskalender dürfen wir wohl sagen, daß er sich mit Erfolg alle Mühe gibt über dem Niveau der gewöhnlichen Kalenderliteratur zu bleiben. Ihnen allen voraus ist auch in diesem Jahre wieder der Deutsche Volkskalender, herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Derselbe bringt außer dem üblichen Kalendarium eine Fülle von belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen aus der Feder berufener Schriftsteller. Aus den aus allen Zweigen der Wissenschaft gebotenen wollen wir nur einige wenige nennen. Der Kalender bringt die Biographien Wilhelm von Kaulbach's, Kaiser Ferdinand des Gütigen, Karl Renner's und Arnold von Brescia's. (Weider unseres früh verewigten Freundes müssen wir einen lapsus calami verbessern, Renner war nicht 1838, sondern 1847 geboren.) Außerdem die Entstehung Prags von Lippert, die österreichisch-ungarische Nordpolar-Expedition von G. E. Laube, die Vertheilung des Blutes im menschlichen Leibe von Prof. Sering, die Naturgeschichte der „Sit = Vögel“ von Lippert, und vieles andere, was den Kalender dem deutschen Landsmann zum lieben Hausbuch machen wird. Noch einer zweiten Erscheinung wollen wir auf diesem Gebiete gedenken. Es liegt uns der 2. Jahrgang des Eger = Boten redigirt und verlegt von den Brüdern Butter in Komotau vor, welcher schon durch seine geschmackvolle Ausstattung sich unter anderen seinesgleichen bemerkbar macht. Doppelt bemerkenswerth erscheint er uns durch die sorgfältig ausgestattete Beigabe des unter dem Titel „Comotovia“ erscheinenden allgemeinen Jahrbuches für Deutschböhmen unter Redaktion von Anton August Naaff. Der Redakteur scheint die lobenswerthe Absicht zu haben, unter seinen Lesern das Interesse an vaterländischer Geschichte möglichst wach zu rufen, darauf deutet die Fülle des historischen Inhaltes des Jahrbuches hin. Der erste Theil: Geschichtliches bringt die älteste Geschichte von Brüx vom Redakteur, die Geschichte der fgl. Bergstadt Sebastiansberg von Nikolaus Urban von Urbanstadt, endlich die Geschichte der Ruine Schönburg von Friedrich Bernau. Der zweite Theil: Biographisches bringt die Porträts und Biographien einer Reihe hervorragender Deutschböhmern. Der 3. Theil bringt unter dem Titel Belletristisches Sagen, Novellen und Gedichte, und endlich der vierte unter Verschiedenes die Schilderung und Abbildung einer Reihe deutsch-böhmischer Städtewahrzeichen aus der Feder Friedrich Bernau's. Man sieht aus dem Ganzen, daß der Redakteur auf den ernstern, belehrenden Zweck des Buches einen größeren Werth legt als auf den unterhaltenden, und wir können nicht umhin dem so trefflich begonnenen Werke unser volles Lob zu spenden. Möge in der Bibliographie des mittlern Egergebietes, deren ziemlich lange Liste Fr. Urban von Urbanstadt am Schluß des Ganzen gibt, der Eger = Bote mit der Comotovia immer einen hervorragenden Platz, wie er ihn anstrebt, behaupten.

g.

IV.

Bibliographie.

A.

- | | |
|--|---|
| <p>Wagner J. C. Neueste Eisenbahn- und Straßenkarte von Böhmen. Nebst einem Verzeichniß sämmtlicher Post-, Eisenbahn-, Telegrafens- und Dampfschiffstationen mit Angabe der k. k. Bezirkshauptmannschaft bei den einzelnen Stationen in Böhmen. Fol. Prag 1875. Kytka.</p> | <p>Wochenblatt Prager land- und forstwirtschaftliches. Red. N. Jahn. VI. Jahrgang. 8°. Prag 1875. Calve.</p> <p>Jemlička F. S. Die Oekonomie von Kraft und Stoff in Urproduction und Volkswirtschaft. 8°. Prag 1875. Mercy.</p> <p>Jeman Joh. Webereimaschinen. (Weltaus-</p> |
|--|---|

stellungsbericht.) 8°. Wien 1875. Hof-Staats-
druckerei.
Zeman Joh. Die Spinnereimaschinen. (Welt-

ausstellungsbericht.) 8°. Wien 1874. Hof-
Staatsdruckerei.

B.

Zeitung allgemeine homöopathische, herausgege-
ben von J. Kassa. 90. und 91. Band. 4°.
Leipzig 1875. Baumgärtner.

Willkomm M. Forstliche Flora von Deutschland
und Oesterreich. 8°. Leipzig 1875. Winter.

Wiesner A. Der wiedererstandene Wunder-
glaube. 8°. Leipzig 1875. Thomas.

Weyr C. Ueber Raumcurven 4. Ordnung mit
einem Cuspidualpunkte. 8°. Wien 1875.
Gerold.

Wellner M. Rose Blätter. 8°. Leipzig 1875.
Otto Wigand.

Volkmann Ritter von Volkmar W. Lehrbuch
der Psychologie vom Standpunkte d. Realis-
mus und nach genet. Methode. I. Bd. 8°.
Göthen 1875. Schulze.

Vierteljahrschrift für Dermatologie und Sy-
philis, herausg. von F. J. Pick und H. Au-
spitz. II. Jahrgang. 8°. Wien 1875.
Braunmüller.

Staatsarchiv das. Herausgeber H. v. Kremer-
Anenrode und Ph. Hirsch. 27. Bd. 1. 2.
Heft. 8°. Leipzig 1875. Duncker & Humblot.

Straup L. H. Zur Kenntniß der Rhabarber-

stoffe, Chrysothansäure und Emodie. 8°.
Wien 1875. Gerold.

Seegen J. Diabetes melitus, auf Grundlage
zahlreicher Beobachtungen dargestellt. 8°.
Berlin 1875. Hirschwald.

Schneider G. Die Besteuerung des Einkom-
mens aus dem Bergbau. 8°. Wien 1875.
Perles.

Schmid A. A. & Dir. Dr. Wiesner. Die Land-
wirtschaft (Weltausstellungsbericht.) 8°.
Wien 1875. Hof-Staatsdruckerei.

Richter Dr. C. Th., A. Klar und R. Lechner.
Allgemeine Bildungsmittel. (Weltausstel-
lungsbericht.) 8°. Wien 1875. Hof-Staats-
druckerei.

Rehar J. und Dr. Pez. Mineralische Kohle.
(Weltausstellungsbericht.) 8°. Wien 1875.
Hof-Staatsdruckerei.

Roback G. Bier-, Malz-, sowie Maschinen und
Apparate für Brauereien und Mälzereien.
— (Weltausstellungsbericht.) 8°. Wien 1874.
Hof-Staatsdruckerei.

Reißner A. Die Bildhauer von Worms. 8°.
Berlin 1875. Wedekind und Schwieger.

Rohn S. Gabriel. 2 Bde. Roman. 8°. Jena
1875. Costenoble.

Berichtigung von Druckfehlern.

Im Jgg. XIII. Literar. Beil. soll es heißen: S. 56, Z. 2 v. oben: Venefke anstatt Venfe; Z. 7 wieder Venefke anstatt Venfe; Z. 16 v. unten: Wachendorf anst. Wacherdorf; Z. 5 v. u.: Bech anstatt Beck; S. 57, Z. 2 v. o.: grundlegender anst. gründlicher; Z. 5 dann für denn; Z. 14 Kreuzliedern für Kuegliedern; S. 58, Z. 1 v. o.: Prestige für Prästige. Im Jgg. XIV. Literar. Beil. aber soll es heißen: S. 6, Z. 25 v. o.: Hamann anst. Hamman; Z. 2 v. u.: ätherischen für convenischen; Z. 24, S. 7 v. o.: Reinwald für Reinward; Z. 16 v. u.: Gilm für Gilen; Z. 10 v. u.: bezeugen für bezengen; Z. 9 v. u.: genoßenes anst. großes; Z. 27 v. o.: Herkunft anst. Herfstuft.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Gustav C. Raube.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

III.

1875/6

Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526. Bearbeitet von Dr. Ludwig Schlesinger
Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Abtlg. IV. Städte-
bücher, Bd. I. Prag 1876 (4. S. VIII. und 236).

Freudig begrüßen wir das vorliegende, von dem für Böhmens Geschichte unermüdblich eifrigen Schlesinger bearbeitete und von dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebene „Stadtbuch von Brüx.“ Mit dieser Publikation lenkt der genannte Verein endlich in eine Bahn ein, auf welcher andere historische Vereine ihm mit dem besten Erfolge vorangeschritten sind; er betritt ein Arbeitsfeld, welches, wenn die richtigen Kräfte in Verwendung kommen, sicherlich die lohnendsten Resultate erwarten läßt. Daß der verhältnißmäßig nicht mehr junge Verein mit der Herausgabe urkundlichen und chronikalischen Materials bislang zögerte, darf ihm auf keinen Fall zu ungünstig angerechnet werden, hat er sich doch gleich anfänglich weitere Ziele denn die meisten historischen Vereine inner- und außerhalb der Grenzen Oesterreichs gesteckt, was die von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften zur Genüge bezeugen, will er ja nicht blos der wissenschaftlichen, sondern auch der volksthümlichen Richtung gerecht werden; und nachdem an unserer Landesuniversität erst in neuerer Zeit für die studierende deutsche Jugend ein Lehrstuhl für die historischen Hilfswissenschaften errichtet worden ist, wird es kaum Jemanden in Verwunderung setzen, daß wir bisher ausnehmend wenige, in Paläographie, Diplomatik und Quellenkunde tüchtig geschulte jüngere Kräfte aufzuweisen hatten, welche die Lust und das Geschick für so lohnende Arbeiten gehabt hätten, wie es gediegene Publikationen von handschriftlichen historischen Quellen unstreitig sind.

Daß der erste, vom Vereine herausgegebene Codex geschichtlichen Materials gerade ein „Stadtbuch“ ist, liegt tief in der Natur der Sache begründet; denn gleichwie in Mähren und Schlesien, Polen und Ungarn, so war auch in Böhmen die eigenste Schöpfung der mitten unter Slaven und Magyaren sich ansiedelnden Deutschen das Städtewesen, das auch hier ein entschieden deutsches Gepräge trug, und welches noch heute, obschon es hier und dort von der slavischen Bevölkerung theilweise vermischt worden ist, dennoch dem tieferen Forscher noch immer kenntlich entgegentritt. Wir freuen uns daher auch der von Schlesinger gemachten Zusage, daß dem vorliegenden Stadtbuche die Veröffentlichung des urkundlichen Materials der Städte Saaz, Komotau und Kaaden folgen werde. Ist erst das in den städtischen und andern Archiven gewiß reichlich aufgestapelte Material kritisch durchsichtet, der Oeffentlichkeit übergeben, dann wird auch die Verarbeitung desselben in „Städtegeschichten“ nicht lange auf sich warten lassen, wie dies beispielsweise in Preuß.-Schlesien nach den gediegenen Publikationen Stenzels und des „Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens“ in den von ihm herausgegebenen *Scriptores, Codices diplomatici, Regesten* u. s. w. der Fall ist. Mit meiner Bemerkung bin

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

III.

1875/6

Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526. Bearbeitet von Dr. Ludwig Schlesinger
Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Abtlg. IV. Städte-
bücher, Bd. I. Prag 1876 (4. S. VIII. und 236).

Freudig begrüßen wir das vorliegende, von dem für Böhmens Geschichte unermüdblich eifrigen Schlesinger bearbeitete und von dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebene „Stadtbuch von Brüx.“ Mit dieser Publikation lenkt der genannte Verein endlich in eine Bahn ein, auf welcher andere historische Vereine ihm mit dem besten Erfolge vorangeschritten sind; er betritt ein Arbeitsfeld, welches, wenn die richtigen Kräfte in Verwendung kommen, sicherlich die lohnendsten Resultate erwarten läßt. Daß der verhältnißmäßig nicht mehr junge Verein mit der Herausgabe urkundlichen und chronikalischen Materials bislang zögerte, darf ihm auf keinen Fall zu ungünstig angerechnet werden, hat er sich doch gleich anfänglich weitere Ziele denn die meisten historischen Vereine inner- und außerhalb der Grenzen Oesterreichs gesteckt, was die von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften zur Genüge bezeugen, will er ja nicht blos der wissenschaftlichen, sondern auch der volksthümlichen Richtung gerecht werden; und nachdem an unserer Landesuniversität erst in neuerer Zeit für die studierende deutsche Jugend ein Lehrstuhl für die historischen Hilfswissenschaften errichtet worden ist, wird es kaum Jemanden in Verwunderung setzen, daß wir bisher ausnehmend wenige, in Paläographie, Diplomatik und Quellenkunde tüchtig geschulte jüngere Kräfte aufzuweisen hatten, welche die Lust und das Geschick für so lohnende Arbeiten gehabt hätten, wie es gediegene Publikationen von handschriftlichen historischen Quellen unstreitig sind.

Daß der erste, vom Vereine herausgegebene Codex geschichtlichen Materials gerade ein „Stadtbuch“ ist, liegt tief in der Natur der Sache begründet; denn gleichwie in Mähren und Schlesien, Polen und Ungarn, so war auch in Böhmen die eigenste Schöpfung der mitten unter Slaven und Magyaren sich ansiedelnden Deutschen das Städtewesen, das auch hier ein entschieden deutsches Gepräge trug, und welches noch heute, obschon es hier und dort von der slavischen Bevölkerung theilweise vermischt worden ist, dennoch dem tieferen Forscher noch immer kenntlich entgegentritt. Wir freuen uns daher auch der von Schlesinger gemachten Zusage, daß dem vorliegenden Stadtbuche die Veröffentlichung des urkundlichen Materials der Städte Saaz, Komotau und Kaaden folgen werde. Ist erst das in den städtischen und andern Archiven gewiß reichlich aufgestapelte Material kritisch durchsichtet, der Oeffentlichkeit übergeben, dann wird auch die Verarbeitung desselben in „Städtegeschichten“ nicht lange auf sich warten lassen, wie dies beispielsweise in Preuß.-Schlesien nach den gediegenen Publikationen Stenzels und des „Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens“ in den von ihm herausgegebenen *Scriptores, Codices diplomatici, Regesten* u. s. w. der Fall ist. Mit meiner Bemerkung bin

ich keineswegs gewillt den Städtegeschichten Lipperts und Anderer von Leitmeritz u. s. f. nahe zu treten.

Das „Stadtbuch von Brüx“ läßt uns die Emsigkeit und Genauigkeit seines Bearbeiters auf jeder Seite des Werkes erkennen, es legt Zeugnenschaft von seiner umsichtigen und besonnenen Kritik ab, und flößt uns den lebhaften Wunsch ein, es möge dem um die Geschichte der Deutschen in Böhmen rühmlichst verdienten Schlesinger die Freude und die Ausdauer zu weiteren ähnlichen Arbeiten erhalten bleiben. Das vorliegende Werk zählt 470 und im Nachtrage 32 Nummern, sodann ein Sach- und Namenregister und schließlich die Abbildungen von fünf Siegeln der Stadt Brüx, von denen das älteste an einer Urkunde vom 1. März 1273 hängt, vier aus dem 14. Jahrhunderte stammen und das fünfte in die Zeit um 1500 zu setzen ist. Die 502 mitgetheilten Nummern sind theils vollständig abgedruckte Urkunden, theils Regesten; die wenigen chronikalischen Notizen, und ihre Zahl hätte sich gewiß ansehnlich vermehren lassen, sind den Monum. Germ. u. s. w. entnommen, sie hätten füglich wegbleiben oder aber in der in Grünhagens Regestenwerke zur Anwendung gebrachten Weise behandelt und die „Nunmerungen“ den Urkunden und Regesten beigelegt werden können. Ein Theil des von Schlesinger gebrachten Materials ist von Valbinus, Pelzel, Sternberg, Boczel, Palacký, Erben, Emler, Frind, Höfler, Jireček und Andern entweder ganz oder theilweise publicirt oder aber auch nur angedeutet; selbstverständlich mußte er, abgesehen davon, daß so manche uns schon bekannte Urkunde von Schlesinger in correcterer Form mitgetheilt wird, in dem Stadtbuch von Brüx Aufnahme finden. Von den 502 Nummern sind ungefähr 312 neu, eine erstaunlich große Zahl, aus der man allein schon die Wichtigkeit des Werkes ermessen kann. Diese 312 Nummern sind wieder theils vollständig mitgetheilte Urkunden, theils bloße Regesten. Die Fundgruben, aus welchen der Herausgeber diesen reichen Schatz zu Tage förderte, sind erstlich das Archiv der Stadt Brüx, die ihm entnommenen Urkunden sind theils Originalien kaiserlicher und königlicher Privilegien und deren Bestätigungen, päpstlicher Breven und Privaturkunden, theils die in einem Copialbuche erhaltenen Abschriften königlicher Freiheitsbriefe; das königl. Hauptstaatsarchiv in Dresden lieferte eine unerwartet reiche Ausbeute, ihm allein entstammen 159 Nummern. Weit weniger boten das Gedenkbuch der Minoriten in Brüx, das Urkundenbuch von Saaz, das Archiv der Stadt Kommutau, das von Kirchner trefflich geordnete Archiv Egers, das Raadener Copialbuch und die Gemeindelade von Kummern; die in der Prager Universitätsbibliothek befindlichen Urkunden des aufgehobenen Klosters Zderas sind mit vier Nummern vertreten, ungefähr ebenso viele dankt das Werk dem k. k. Staatsarchive in Wien, dagegen bot weit mehr der schon von Scheinpflug, jetzt aber eingehender von Schlesinger geschilderte Codex Damascus des Klosters Ofegg. Der Abschluß des Buches mit dem Jahre 1526 ist ein durchaus gerechtfertigter.

Um auch dem Laien eine, wenn auch wenig eindringende Anschauung von dem Umfang und der Wichtigkeit des von dem Herausgeber publicirten Urkundenmaterials zu geben, sei es mir vergönnt auf Grund desselben einige Momente aus der Geschichte der Stadt Brüx anzudeuten.

Wie so manche Kommune verdenkt auch Brüx seinen Ursprung einem Kastelle, an dessen Fuß sich ein von minderen, der Burg zu verschiedenen Diensten verpflichteten Ministerialen bewohntes Dorf vorfand, aus welchem sich allmählich eine Stadt entwickelte. Hier gieng der Straßenzug über eine die Biela übersehende Brücke, sie gab der ursprünglich Gnevin genannten Burg und dem Dorfe und der späteren Stadt den Namen, dessen urkundlich vorkommende Formen folgende sind: Pons, Most (in dem unechten Briefe Nr. 5 wird jedenfalls Mozta und nicht Mochta zu finden sein), Gnevinmost, Hnevin Most, Pruck, Bruck, Brux, Brüx. Im 13. Jahrhunderte kommt eine „provincia Pontensis“ vor, sie ist der zur Burg gehörige Distrikt. Der Kastellan oder Burggraf, ein landesherrlicher Beamte, stand dem Kastelle und dem Distrikte vor, er hatte unter andern für die Entreibung der landesherrlichen Einkünfte auch in unserer Ortschaft zu sorgen. Letztere wird eine Zeit lang der königlichen Kammer entzogen worden und der mächtigen Familie der Grabissa eigen gewesen sein. Cojata testirte sie dem Kloster Zderas,

sie gelangte jedoch wieder an die Kammer. Leider ist die Urkunde nicht vorhanden, mit welcher Brüx nach deutschem Rechte ausgesetzt ward; ich vermute, daß sie von dem für die Hebung des Städtewesens hoch verdienten Přemysl Ottokar II. ausgestellt worden sei. Im J. 1273 wird das sigillum civium de Brucke und 1281 das sigil. civitatis erwähnt; diesen Brief stellen der iudex, ceterique consules et scabini civitatis Pontensis aus, welche wir somit, wie in allen mit deutschem Rechte bewidmeten Kommunen, auch in Brüx an der Spitze der städtischen Gerichtsbarkeit und Verwaltung treffen. Neben dem Richter (in schlesischen Städten gewöhnlich advocatus=Vogt genannt) kommt 1311 zum erstenmale der Bürgermeister (magister civium) vor, es währt jedoch länger denn ein Jahrhundert, bis er den iudex verdrängt; seit 1422 wird im Eingange städtischer Briefe der „Bürgermeister und Rat“ angeführt; wir erfahren aus einer Urkunde von 1425, daß der jährlich erneuerte Stadtrath von dem Landesfürsten oder dem Pfandherrschaften bestätigt worden sei.

Von Freiheitsbriefen, welche die Brüxer von ihren Landesherren erhielten, führe ich an das Privilegium Ottokars II. von 1273 hinsichtlich des Straßenzwangs, der Niederlage auf die Dauer von zwei Tagen und des Meilenrechts in Bezug auf das Bierbrauen, auf die Ausübung von Handwerken und des Handels. König Johann befreit 1337 unter anderen Städten auch Brüx von der bisherigen Verpflichtung, den in Amtsgeschäften in der Stadt weilenden königlichen Unterkämmerer auf städtische Kosten zu verpflegen, oder beim Antritt seines Amtes Tuch oder andere Geschenke ihm zu verehren; er erläßt der Stadt zur Besserung ihrer Mauern, Tore und Brücken den „Wurfzins“ und bestätigt ihr den Besitz ihres Vorwerkes „die Seil im Bruch.“

Die Majestas Karolina führt auch Brüx unter jenen Städten an, welche weder veräußert noch vertauscht werden dürfen. Ueberhaupt sind die von Karl IV. herrührenden Begabungen zahlreich, so gestattet er z. B. den Brüxern den Verkauf und den Ausschritt von Tüchern auf dem Jahrmärkte zu Saaz und den Bau eines Kaufhauses in Brüx, dessen Ertrag zur Verbesserung der Mauern und für andere städtische Zwecke zu verwenden sei; er erlaubt eine „Lofung“ genannte Abgabe von sämmtlichen Einwohnern zu erheben und ertheilt eine Vorschrift bezüglich des Baues gemauerter Häuser. Karl befahl der Geistlichkeit ihre Zinsungen und Einkünfte von Mühlen, Fleischbänken, Häusern, Gärten und Gütern inner- und außerhalb der Stadt derselben zu verkaufen, er erneuerte ihr das Meilenrecht bezüglich des Brauens und des Bierschankes und, da sie eine Wasserleitung herzustellen gesonnen ist, unterstützte er ihr Beginnen durch die Erlaubnis, von jedem Wagen einen nach der Bespannung bemessenen Zoll zu erheben, endlich räumte er den Brüxern, zur Besserung ihrer Stadt, das vom Salzverkaufe zu erlegende Umgeld und das Schrottaut mit allem Zugehör ein. König Wenzel bestätigt 1388 die alten Freiheiten der Stadt hinsichtlich des Meilenrechtes, des Straßenzwanges und der Exemption von der geistlichen Gerichtsbarkeit, desgleichen ihre sonstigen Privilegien, Handfesten und Briefe; er gestattet ihr, von jedem Kaufmannswagen und jeder Tonne Häringe einen Zoll zu erheben, welcher blos zum Besten der Mauern, Thürme und Gräben zu verwenden wäre, und befreit sie in Erwägung ihrer Treue auf zehn Jahre von der Zahlung jeglicher Verne, von Steuern, Boten, Hilfen u. s. f. Ebenso ertheilt Sigmund den Brüxern die Confirmation ihrer Freiheiten und räumt ihnen den schon von der Königin Sophie ihnen ertheilten Königinzoll ein. Ladislaus bestätigt die Briefe der Stadt, verspricht sie nie zu verpfänden, sondern sie gleich den andern Städten der Kammer unter der unmittelbaren königlichen Verwaltung zu lassen, und gestattet ihr, das im Kriege verloren gegangene Stadtbanner durch ein neues mit denselben Abzeichen und Wappen zu ersetzen; 1456 befreit er die durch eine Feuersbrunst schwer heimgesuchte Stadt für sieben Jahre von allen an die Kammer zu zahlenden Zinsen und von jeglichen Steuern und erlaubt ihr das nötige Bauholz in den königlichen Wäldern fällen zu dürfen. Georg Podiebrad urkundet im J. 1462, daß er den von jenem Elementarereignisse noch immer nicht erhaltenen Bürgern die halbe Zinsen- und Steuerfreiheit auf zwei Jahre verlängert und ihnen das zum Häuserbau nötige Holz gleichfalls auf weitere zwei Jahre in den königlichen Wäldern zu fällen erlaubt habe; in späteren Briefen bestätigt er die Briefe der

Stadt Brüx und verbietet den Juden daselbst zu wohnen. König Wladislaw, welcher wie auch sein Sohn Ludwig die Brüxer Privilegien confirmirt, befreit die Stadt von dem Judenzin, sucht der neuerdings durch Feuer hart getroffenen Kommune durch eine zeitweilige Steuerfreiheit aufzuhelfen und erläßt ihren Kaufleuten auf die Dauer eines Decenniums das in Prag zu zahlende Umgeld. — Die Stadt benützte lange Zeit hindurch ein kleines silbernes Siegel, 1410 wurde ihr gestattet, dasselbe umzuändern, jedoch so, daß an dem Schilde, dem Wappen und der Umschrift keine Abänderung getroffen werde; das Jahr darauf wird ihr bewilligt, ein neues Siegel mit dem Löwen im Schilde anfertigen zu lassen; in demselben Jahre erhält sie die Freiheit, mit grünem, 1472 mit rothem Wachs siegeln zu dürfen.

Jahrmärkteprivilegien erhielt Brüx von den Königen Johann, Karl IV. und Georg; es hatte sein eigenes Maß und innerhalb seiner Mauern befand sich eine königliche Münze. Schon 1351 wird der außerhalb der Stadtmauern liegenden Vorstadt gedacht, in welcher sich das Siechenhaus (domus infirmorum) mit der dazu gehörigen Kirche befand, sie war eine Filiale der Pfarrkirche. Wahrscheinlich ist das Spital mit dem 1253 erwähnten Hospitale und der dazu gehörigen Kapelle des h. Wenzels identisch, letztere wird 1257 als ecclesia Ponti s. Wenceslai in suburbio angeführt. Der Parochialkirche geschieht 1273 zum erstenmal Erwähnung, sie erscheint 1296 als der h. Maria geweiht, das Patronat besaß das Stift Zderas, später geht es auf die Kommune über. Des Schulrektors gedenkt eine Urkunde von 1313, seine Einsetzung stand dem Pfarver zu. Des Klosters der Minoriten, das wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet worden ist, wird 1273, des Quardians 1281 gedacht. Die Kreuzherren mit dem rothen Sterne waren 1270 im Besitze eines steuerfreien Hauses und das Stift Ossegg erhielt 1330 das Recht des Häuserbesitzes.

Das Heimfallsrecht wurde erst von Karl IV. im Jahre 1371 aufgegeben, er traf die Bestimmung, daß die bewegliche und unbewegliche Habe des (ohne direkte Nachkommenschaft verstorbenen) Erblassers nicht an die Kammer, sondern an Diejenigen zu fallen habe, welche in einem näheren Verhältnis der Blutsverwandtschaft zu ihm gestanden hätten; das Jahr darauf wurde den Brüxern das volle Testamentsrecht zugestanden, und im Falle des Ablebens ohne Testament habe das Erbe an die Verwandten zu fallen, jedoch mit der Beschränkung, daß in beiden Fällen der Erbe ein Inwohner der Stadt sein und die städtischen Lasten mittragen müssen. Eine ins Detail eingehende Vorschrift über die Hinterlassenschaften hat 1416 König Wenzel den Bürgern von Brüx erteilt. — Ich will nur noch erwähnen, daß die Gerichtsbarkeit der Stadt zuzam und von den Richtern und den Schöffen Recht gesprochen wurde; nach einem Verzeichnisse von 1445 gehörten größere Delicte wie Brandlegung, Mord, Meineid, falsches Zeugnis u. s. f. vor den Gerichtsstuhl des königlichen Kämmers; ich möchte dann noch bemerken, daß Juden seit 1393 in Brüx sesshaft sind und daß man 1416 einen Versuch mit der Anpflanzung der Weinreben machte. —

Schließlich mögen noch etliche Wechselfälle, von denen Brüx in einem Zeitraum von drei Jahrhunderten betroffen wurde, aus dem „Stadt buche“ herausgegriffen werden. Der um die Mitte des 13. Jahrhunderts hoch auflodernde Kampf zwischen der Kirche und den Staufern zog vorübergehend auch unsere Stadt in seinen Kreis. Gegen den auf der Seite des Papstes Innocenz IV. stehenden König Wenzel I. erhob sich ein großer Theil des böhmischen Adels, er bemächtigte sich Prags, und Markgraf Ottokar Přemysl von Mähren, welcher an der Spitze der Aufständischen stand, folgte dem in den nördlichen Theil des Landes sich zurückziehenden Vater; von deutschen Truppen, welche Wilhelm von Holland ihm zu Hilfe geschickt hatte, unterstützt, stellte sich Wenzel bei Brüx dem Sohne und seinem Anhang und zwang ihn 1248 zum Rückzug (V. Lorenz, Deutsche Geschichte I, 83). — Otto Markgraf von Brandenburg hatte nach König Ottokars heldenmüthigem Tode auf der Wahlstätte des Markfeldes die Herrschaft in Böhmen faktisch an sich gerissen als er sie etliche Jahre später aufgeben mußte, verlangte er für die Führung der Vormundschaft 20000 Mark Silber und besetzte bis zur Auszahlung der

Summe unter andern Städten und Schöffern auch Brüx, aber in Folge eines 1283 vom König Rudolf veranlaßten Spruches wurde der junge König Wenzel II. von seinen durch Zwang erpreßten Verbindlichkeiten gegen den Markgrafen losgesprochen und die Bürger von Brüx aller Verpflichtungen gegen Otto entledigt. Karl IV. sagt 1373 seine Tochter Anna dem Landgrafen Friedrich von Thüringen zu, bestimmt ihr eine Mitgift von 10000 Schock prager Groschen und sagt dem Landgrafen, bis zur Auszahlung der Summe, Schloß und Stadt von Brüx und Laun als Pfand zu; 1347 leisten die Brüxer auf Karls und seines Sohnes Wenzel Geheiß dem Landgrafen die Huldigung. Die später wiederholt vorkommenden königlichen Briefe legen Zeugenschaft ab, daß die Stadt nicht lange darauf wieder dem Landesfürsten unterthänig gewesen sein muß, und bloß, wie dies aus einer Urkunde von 1401 ersichtlich wird, die an die Kammer zu leistenden Abgaben der Stadt an den Markgrafen von Meissen verpfändet waren, welche ihm auch abgeliefert wurden.

Die in Folge der Regierungsunfähigkeit Wenzels, des Herrenbundes und der Selbstsucht der luxemburgischen Familienmitglieder über Böhmen hereinbrechenden Verwirrungen werden auch in den Urkunden des „Stadtbooks“ verspürt und von den nachfolgenden Hussitenstürmen bleibt Brüx nicht unberührt. Zwei Monate nach seiner unglücklichen Schlacht am Wschegrad finden wir (30. December 1420) den König Sigmund in Brüx, und im Juli 1421 schreiten die Hussiten zur Belagerung des Brüxer Schlosses, das hart bedrängt von Friedrich von Meissen (5. Juni) entsetzt wird; derselbe hatte den Bürgern ein Faß Pulver und fünf Faß Salpeter in ihrem Kampfe wider die Taboriten, Willestter und Hussiten geliehen.

Markgraf Wilhelm von Meissen steht im Okt. 1422 in der Nähe von Brüx (Grünhagen, die Hussitenkämpfe der Schlesier S. 70, 71), das von den Feinden abermals bedroht ist. Schloß und Stadt vertraut König Sigmund das Jahr darauf dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen zur Vertheidigung an, bald darauf verpfändet er sie ihm und fordert die Bürger auf, ihrem Pfandherrn zu huldigen. Trotzdem wird die Stadt im Beginn des Jahres 1426 wieder von den Hussiten bedrängt, sie scheint sich aber gehalten zu haben da jedoch auch die Hilfe von Sachsen keine genügende war, schlossen die Brüxer 1429 mit den „Ketzern“ eine Uebereinkunft, welche jedoch kaum von längerem Bestande gewesen sein wird, confirmirt ihnen doch König Sigmund den 13. März 1431 den Königinzoll, in Anbetracht „das die von Brux von den verdampften keezern von Behem gross und verderblich scheden empfangen und sich ouch lang ezijt als frume krystenmenschen gehalten haben gen denselben keezeren und noch halten.“ Im Jahre 1432 schließen die Herzoge Sigmund und Friedrich von Sachsen einen zweijährigen Waffenstillstand mit den Hussiten ab, in welchen auch die Brüxer eingeschlossen waren. Deren Verhältnis zu Sachsen scheint sie 1450 und 1453 mit Georg Podiebrad in Conflict gebracht zu haben, welcher den 8. September 1455 die Stadt einnimmt. Der 1459 geschlossene Friede Eger brachte Brüx wieder an die Krone von Böhmen. Dr. G. Biermann.

Dr. Johann Voserth: Die Chronik des Benesch Krabice von Weitmühl. Beitrag zur Kritik derselben. Wien, 1875. Sonderabdruck aus dem 53. Bande des Archivs für österreichische Geschichte.

Der Verfasser, welcher als Professor der allgemeinen Geschichte an der neuen Universität in Czernowitz berufen worden ist, liefert uns mit dieser ganz vorzüglichen Abhandlung wiederum einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis unserer vaterländischen Geschichtsquellen und bringt damit seine Untersuchungen über die Königsaalcr Geschichtsquellen, die Chronik des Domherrn Franz und das Leben Karls IV., mit welchen Quellen Benesch von Weitmühl Beziehungen hat, zum Abschluß.

Es ist nicht viel, was wir von Beneschs Lebensverhältnissen wissen. Er stammte aus einer ritterlichen Familie, welche mit den mächtigen Herren von Lipa in vielfachem Verkehr

stand. Sein Vater hieß ebenfalls Benesch und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Sohn es trotz seiner nicht besonders bedeutenden Schulbildung bereits im J. 1341 zum Prager Domherrn gebracht hat. Er war als solcher auch Vorsteher des Dombaues seit 1355, wurde dann im J. 1373 Vorsteher des Saazer Archidiaconats und starb am 27. Juli 1375.

Die Chronik des Benesch, welche uns nur in einer Handschrift des Prager Domcapitels und darin keineswegs weder in ihrer ursprünglichen noch endgiltigen Form erhalten ist, beginnt mit dem J. 1283, deshalb weil sie eine Fortsetzung der großen Chronik der Prager Domherrn, welche bis zu diesem Jahre reicht, bilden sollte. Daher ist das Werk auch annalistisch gehalten, welcher Charakter sich nicht verwischt hat, wie Benesch dem Wunsche Karls IV. entsprechend eine Gliederung seiner Aufzeichnungen nach vier Büchern vorgenommen hat. Es ist aber gewis, daß die Chronik des Benesch nicht vor dem J. 1355 geschrieben sein kann, und wahrscheinlich, daß ihre Abfassung nach 1370 begonnen worden ist.

Die Quellen dann, welche Benesch zu seiner Compilation benützt hat, sind zunächst die Königsaalcr Geschichtsquellen und das chronicon Francisci. Jene benützte er jedoch nur durch dieses, indem er die zweite Redaction desselben in abgefitzter Weise wiederholte. Auf die Art ist mit Ausnahme der ersten vier Capitel die ganze Chronik des Domherrn Franz in die drei ersten Bücher des Benesch übergegangen und nur ein sehr unbedeutender Theil jener Chronik in das 4. Buch. Wie der Domherr Franz aus den Königsaalcr Geschichtsquellen excerpirte, deren Nachrichten verkürzte oder in unwesentlichen Dingen änderte, so verfuhr Benesch auch bei Franz. Eine andere Quelle des Benesch war ferner das Leben Karls IV., jedoch nur der echte Theil desselben und dann jene Tagebücher, welche von Loserth supponirt werden und auf deren Grund die vita Karoli gearbeitet worden ist. Eine dritte Quelle ist das Leben des berühmten ersten Prager Erzbischofes Arnest von Pardubitz und zwar jenes, welches der im J. 1370 verstorbene Dechant Wilhelm verfaßt hat, eine vierte die längst verloren gegangene Profops-Chronik von Szawa, endlich Cosmas und seine Fortsetzer, Christanns Leben des h. Wenzel und das Leben des h. Sigmund.

Zu dem, was Benesch diesen Quellen entnommen hat, hat er nun auch Eigenes hinzugezogen. Seine eigenen Aufzeichnungen beginnen aber erst mitten im 4. Buche beim J. 1346. Was er dann aufzeichnet, weiß er theils aus eigener Anschauung, theils von Karl IV. und dessen Gemalinnen sowie von den angesehensten Personen des Landes, mit welchen ihn seine Stellung in Berührung brachte. Benesch's Aufzeichnungen sind, was die Form derselben anbelangt, nicht zum besten gehalten; es fehlt dem Schreiber eben an der notwendigen literarischen Bildung, deren Mangel er selber einbekennt. Sie zeichnen sich dagegen durch die Richtigkeit und hohe Glaubwürdigkeit des Inhalts aus.

Im Ganzen stellt sich die Chronik des Benesch von Weitmühl als ein Werk dar, welches aus zwei Theilen besteht, nämlich erstlich aus einer Chronik der Prager Kirche, die nichts ist als ein Auszug aus der Chronik des Domherrn Franz, erst in den letzten Theilen durch einige selbstständige Zusätze vermehrt. Sie reicht bis in die Zeiten Karls IV., welcher überhaupt die Eintheilung des Werkes in 4 Bücher veranlaßt hat. Der zweite Theil dann und zugleich das 4. Buch der Chronik ist ein Leben Karls IV., in welchem die Autobiographie dieses Herrschers und das Leben des Erzbischofes Arnest vollständig aufgegangen und mit Benesch's eigenen Erlebnissen verbunden worden sind.

Die Ausführungen Loserth's sind lichtvoll und klar und werden daher allenthalben mit großer Befriedigung aufgenommen werden. Inzwischen ist auch dessen Ausgabe der Königsaalcr Geschichtsquellen erschienen, deren Besprechung wir jedoch uns für das 4. Heft unserer Zeitschrift vorbehalten.

M. Paugerl.

Die Wahl Sigmunds zum römischen König. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. F. Schroller. Breslau, Trewendt 1875.

Das beginnende fünfzehnte Jahrhundert zeigt das heilig römisch deutsche Reich in tiefem Verfall. Der Mangel jeglichen patriotischen Sinnes und feile Selbstsucht hatte die meisten Fürsten erfaßt; auf dem Bischofsstuhle von Mainz saß der herrsch- und gewinnstüchtige Johann Friedrich von Eöln, war französischer Vasall und die Christenheit war durch die Papstswalen in Zwiespalt; anerkannt war in Deutschland fast überall Johann XXIII. Nur Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, hatte Einsicht und Patriotismus in dem gränlichen Durcheinander und machte seinen politischen Verstand auch geltend, freilich nicht in der Weise, wie Drohsen meint, der ihn als einen über dem Reich stehenden Genius erfüllt mit den höchsten politischen Ideen darstellt. Jaussen hat derlei gründlich widerlegt und Schroller kommt zu demselben Resultat. Es sind, bevor zur eigentlichen Untersuchung geschritten werden kann, hier vor Allem 2 Vorfragen zu beantworten: War Jost im Besitz der Kurmark Brandenburg und war die erste Wahl Sigmunds gültig? Die erste Frage beantwortet Schroller zu Gunsten Jostens, während Achbach in seiner Geschichte Kaiser Sigismunds die Mark nur im Pfandbesitz Jostens sein läßt. Sigismund spielte offenbar den Päpsten Johann XXIII. und Gregor XII. gegenüber ein doppeltes Spiel, die Anerkennung des letzteren hatte der Kurfürst von Trier zur Hauptbedingung der Wahl gemacht. Wie viel Sigmund dem kräftigen und klugen Aufstreten des Burggrafen von Nürnberg zu danken hat, ist von Schroller gehörig betont worden. Die eigentliche Königswahl, die zwischen Jost und Sigmund schwankte, schildert Schroller nach Jaussen; man folgt mit großem Interesse diesen lehrreichen Vorgängen. Die Kur im Wittelsbachischen Hause war streitig zwischen Stefan II. von Baiern und Ludwig v. d. Pfalz. Da der Hauptintriguant Johann von Mainz die Kirche St. Bartholomäus zu Frankfurt schließen ließ, so wälten Trier, Pfalz und Brandenburg (der Burggraf) Sigismund am Kirchhof und rechtfertigten ihre Tat vor dem versammelten Volk (20. September). Am 1. Oktober wälte Mainz, Rudolf von Sachsen, der Gesandte Wenzels und Jost's, ferner Eöln den Jost. Man sieht sogleich, wie wichtig hier die Frage ist, wer mit vollem Recht die brandenburgische Kurstimme besitze. Drohsen sucht Sigmunds Wahl als die richtige darzustellen. Schroller spricht sich dagegen aus, denn nach c. 2 der goldenen Bulle geschieht die gültige Wahl nur von der Majorität von 4 Kurfürsten. Häberlins Anschauung, daß es Johann von Mainz mit der ausgefinsterten Wahl Jost's gar nicht Ernst gewesen, und er eigentlich auf geheime Wiedereinsetzung Wenzels gedacht, scheint nach dem ganzen Charakter und dem Benehmen Johanns von Mainz die richtige zu sein. Jost's Tod am 18. Januar 1411 (so hat Jaussen Alter und Todesjahr des 60jährigen Herrn zurecht gestellt) machte freilich diesen Verlegenheiten ein Ende. Sigmund wollte sich Anfangs keiner Neuwahl unterziehen und ertheilte fortwährend als römischer König Privilegien. Pfalz und Trier wollte das Wallager in Frankfurt aufschlagen, aber Sigmund kam nicht. Schroller, der die Gültigkeit von Sigmunds Wahl bestritten, vertheidigt nun gerade ihre Aufrechthaltung und meint, es wäre dies aus politischen Gründen nothwendig gewesen. Jetzt fand wieder Johann von Mainz ein reiches Feld für seine Ränke; allein Wenzel selbst unterhandelte mit Sigmund zu letzteres Gunsten; diese Unterhandlungen allein schon zeigen, daß Sigmund das Princip der Gültigkeit seiner Wahl aufgegeben, für das sein Anhang, besonders der Burggraf wacker gestritten, ja sie trübten das Verhältniß Sigmunds zu dem Burggrafen, Pfalz und Trier. Johann von Mainz suchte nun in schlauer Weise sein Abkommen in jener famosen geheimen Wallkapitulation. Am 21. Juli ward Sigmund gewählt. Der Mainzer hatte Alles erreicht, was er wollte, die beiden Wahlen des verfloffenen Jahres wurden als nicht geschehen betrachtet, und, so meint Schroller, habe Sigmund durch seine Nachgiebigkeit Deutschland vor neuen Wirren bewahrt. Freilich hatte diese Nachgiebigkeit auch ihre Rehrseite; Schroller verjämmt nicht diese gegenüber Kiedel hervorzuheben; es waren eben auch politische Concessionen an die partikularistische Partei gemacht, als deren ächter Repräsentant Johann von Mainz auftritt.

Schroller hat in seiner die gesammte Literatur und das Quellenmaterial umfassenden Ab-

handlung ein klares Zeit- und Charakterbild zum Verständniß der Ohnmacht künftiger deutscher Herrscher aufgerollt. Ob Schrollen darin Recht hat, daß der neue König von dem aufrichtigen Streben beseelt war, dem Reiche und der Kirche zu helfen, und daß dieß die Triebfeder seiner Bewerbung gewesen sei, hat nach der politischen Seite für die spätere Zeit Caro in seiner polnischen Geschichte B. IV. glänzend erwiesen, denn, wie Caro sagt, „in so umfangreicher, an die Denkweise der Ottonen erinnernder Art ist die kaiserliche Idee nicht wieder geltend gemacht worden.“ Sigmunds Thätigkeit zeigte sich in der brennenden kirchlichen Frage energisch genug, um daraus weiter schließen zu können.

Dr. L. Ch.

Wallenstein als Landesherr, insbesondere als Herzog von Mecklenburg. Von D. Hunziker. Zürich, Schmidt 1875.

Der Verfasser berührt kurz an der Hand Hurters, Dudik's, Schottky's, Försters, Ranke's Gindely's u. Wallenstein's Emporkommen. Der Gedanke, Mecklenburg in seine Hand zu bekommen, entstand bei Wallenstein im dänischen Krieg. Nicht die feindselige Gesinnung der Herzoge, sondern ihre Ohnmacht in einem Lande, wo die Kaiserlichen auf unbedingte Zuverlässigkeit zählen mußten, ist der wahre Grund, daß Mecklenburg den Herzogen genommen wurde, die geographische Lage als Passageland war in dem Krieg gegen Dänen und Schweden enorm wichtig. Da nun Wallenstein sein eigenes Interesse immer sehr wol mit dem des Kaisers zu identifizieren wußte, so entstand in ihm der Plan, diese Sicherung dadurch zu bewerkstelligen, daß er es als Lohn für seine Verdienste in Anspruch nahm. Der Verfasser erkennt überall Wallensteins großes Organisationstalent an (S. 42), er folgt hier Dudik's gerechter Würdigung. Der aufgekärte Despotismus in Wallensteins Wesen mit seinen Vorzügen und Mängeln zeigt sich in B. Regententhätigkeit im Kleinen wie im Großen und er ist in dieser Beziehung ein Vorbild des 18. Jahrhunderts. Der Verfasser gruppiert den Stoff in 3 Partien: Wallensteins eigene Ansicht von seiner Regententhätigkeit, sein Verhältniß zur Kirche und seine innere Verwaltung. Die Selbständigkeit, nach der er strebte, zeigt sich auch bei der Ordnung seiner Fürstenthümer, wobei er dem Kaiser gegenüber nach Unabhängigkeit, seinen Untertanen gegenüber nach absoluter Macht, aber mit weiser Berücksichtigung aller Eigenthümlichkeiten derselben verfährt. Wallensteins Verhältniß zur Kirche, speciell zu den Jesuiten, erklärt der Verfasser genetisch sehr gut aus seinem Emporkommen durch die Gegenreformation; es war ein Respektsverhältniß. Konfessionelle Toleranz war sein Princip Protestanten und Juden gegenüber, letztere begünstigt er wegen ihrer Handelsthätigkeit. Sein despotischer Sinn schätzte aber vor Allem das Autoritätsprincip in der kathol. Kirche und als dessen schlagendsten Ausdruck die Organisation der Jesuiten; aber auch Mönchen und Jesuiten gegenüber gilt seine Gunst nur so lange, als sie sich subordinieren, sonst verfährt er kategorisch mit allen Geistlichen (S. 68). Seine ökonomische und polizeiliche Verwaltung war musterhaft. Mitten im Lärm des Krieges zeigen seine Briefe von seiner Umsicht und Sorgfalt im Einzelnen; seine Armenverwaltung und die Mittel gegen Landstreicher, seine milde Kriminalpraxis, die die Untertanen schonte, seine Begünstigung der Industrie und Arbeitskraft rechtfertigen die oben ausgesprochenen Sätze (vgl. S. 88). Wallensteins Doppelspiel beginnt schon im November 1630, wo er mit Gustav Adolf in geheime Verhandlung tritt, da Mecklenburg nicht mehr zu halten war. Der Kaiser, der von dem Allen keine Ahnung hatte, gab Wallenstein 1632 das Herzogtum Groß-Mögen. Wenn auch die Arbeit des Verfassers nicht viel Neues bringt, sondern mit der Zusammenstellung des Bekannten sich befaßt, so gibt sie ein fein ausgeführtes Bild, das sich gut liest und das irrthümlichen Anschauungen über Wallensteins Charakter glücklich entgegentritt.

Dr. L. Ch.

Oberst Freiherr Sigmund Miskit von Hirschov. Historisches Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges. Gesammelt aus den Urkunden des gräflich Cernin'schen Archivs zu Neuhaus, dargestellt von Franz Tischer, Archivsbeamten. Neuhaus, Landrats.

Der Verfasser nennt sein Buch unrichtig ein historisches Zeitbild. Zu einem solchen hat er mit dankenswerthem Fleiße nur Stoff geliefert, indem er einen wackern Haudegen in seinen Relationen und Correspondenzen darstellt. Freiherr Mislitz zeigt sich überall als ein wohl unterrichteter verständiger Mann, dessen Relationen für das Detail der Kriegsgeschichte wertvoll wären, wenn überhaupt bei diesem planlosen Morden und Brennen der historische Blick verweilen dürfte. Es fallen dabei nicht uninteressante Schlaglichter auf die Armeen jener Zeit und es ist für die Kulturgeschichte mehr aus dem Buche zu holen als für die Geschichte des großen deutschen Krieges. Um ein Zeitbild zu geben, reichen diese Correspondenzen mit den verbindenden Notizen des Verfassers nicht aus, selbst wenn die Familieninteressen weniger in den Vordergrund träten, als das der Fall ist. Auf Grundlage dieser Arbeit läßt sich aber ein interessanter Charakterkopf ausmodellieren. Wir sehen hier Einen von den Bessern jener Zeit, einen tapfern kaiserlichen Soldaten, keine rohe Erscheinung, wie sie dieses Jahrhundert bietet, dabei einen Mann, der bei aller Treue gegen seinen kaiserlichen Herrn und aller Kriegstüchtigkeit auch seinen Privatvortheil oft in ergötzlich naiver Weise nicht vergißt, im Kriegslager stets an die Bewirthschaftung seiner Güter, auf gutes Rindvieh und als trefflicher Reiter auch auf ein treffliches Gestützte denkt und aus den Beutestücken schickt, was möglich ist. Er weiß auf die konfiszierten Güter gehörig zu spekulieren und denkt in Regensburg bei Seiner k. Majestät „wegen meiner ausstehenden schulden und pretensionen mit so einem Guet bezalt zu werden.“ Er schreibt seinem Advokaten, daß er sich mit eigenem Fleiß gehörig informiere, „ob nicht einige confiscirte Lehen oder andere Gueter Ihr Kays. Mays. in Königreich Böhmen heimgefallen, die ieczto zu vergeben sein.“ Sonderbarer Weise findet der Verfasser den Bericht des Generals Colloredo witzig und humoristisch! Wenn Torstensohn die kaiserl. Generale und den ungeschickten Gallas so in die Enge treibt, daß er zwischen den beiden kaiserl. Herren ungestraft operiert (Dezember 1644) und Colloredo schreibt, „der Feindt liegt zwischen uns, so kann der Herr gedenken, was dieses für eine schene Comedia ist, dass der Riberzal mechte dazu lachen“, so ist ein solcher Humor wol bei Leuten zu begreifen, denen der Krieg Handwerk ist, aber nicht bei einem kaiserl. General; freilich dachten damals selbst die Bessern nur auf Beute und Ehrenstellen. Das wilde Hin- und Herwogen der Armeen, die Kreuz- und Quersfahrten durch Deutschland und Böhmen lernt man aus diesen Briefen gut kennen. Auf die Kriegsverwaltung werfen die Berichte des Freiherrn ein häßliches Licht: „Der Feindt hat guet Kriegen undt sich stark machen, weil er aller orthen auch ieczto allhier in Bhömen eine grosse Anzahl gueter Pferd bekommen, welche man unsserer Armee umb die Bezallung nicht hat vergunnen wollen.“ Daß sich Mislitz, nachdem er zu Vermögen und Ehren und endlich zur Ruhe gekommen, dem Einfluß der Geistlichkeit hingeeben, erklärt der Verfasser recht gut. S. 87. Es ist auch das ein Zug, den er mit vielen seiner Kriegskameraden theilte. Der Verfasser scheint sich übrigens den Correspondenzstil Mislitz's angewöhnt zu haben, wenn er sagt: „Den sich eingestieten General Banér zc.“

Dr. L. Ch.

Geschichte Böhmens in Biographien und Kulturbildern. Von Dr. J. E. Födisch. Leipzig, Hirschfeld.

Der Verfasser bringt in guter Auswahl das Wissenswertheste aus der Geschichte Böhmens. Ein großer Vorzug des Buches ist, daß der Verfasser nur auf Grundlage neuerer Forschungen das Buch gearbeitet hat. Man vergleiche in dieser Beziehung seine Erwähnung des Majestätsbriefes und des Vergleiches. Das Streben, viel Stoff zusammenzupressen, läßt hier den Verfasser manchen Fehler gegen die Anschaulichkeit begehen. Bei Nürnberg (S. 55) lagen sich die beiden Armeen Wallensteins und Gustav Adolfs nicht bloß 9 Wochen gegenüber. Der Verfasser weiß übrigens, trotzdem er nur die Geschichte Böhmens erzählt, das Welthistorische und das die Gesamtmonarchie Betreffende gut herauszuheben. Ein warmer patriotischer Hauch durchweht das Buch, eine maßvolle Darstellung jeglicher Verhältnisse macht das Buch vorzugs-

weise für die Schulen, auch für Mittelschulen zum Unterrichte in der Landesgeschichte nebenbei brauchbar. Dr. L. Ch.

Heimatskunde für deutsche Volksschulen in Böhmen etc. von Dr. J. E. Födisch.

Mit 2 Karten. Leipzig, Hirschfeld 1875.

Dieses Hilfsbuch für den heimatkundlichen Unterricht in deutschen öffentlichen Volksschulen enthält 1. Die Heimatskunde des Königreiches Böhmen, 2. Eine übersichtliche Darstellung der österreichischen Monarchie. Auch hier ist der Lehrstoff mit großem Geschick gruppirt und verarbeitet. Die Kulturbilder leiden an einer gewissen Trockenheit. Was nützt es dem Schüler, wenn er etwa S. 33 von Krain hört: Der Bergbau liefert Quecksilber, Eisen, Blei, Zink und Steinkohlen, die Industrie Eisenwaaren, Spitzen, Pferdebedecken, Teppiche und Holzwaaren. Ausgeführt werden Honig, Klee samen und Knoppeln. Das sind für den Schüler Worte, deren Vorstellungsinhalt nicht sein Eigenthum werden kann. Bei einer späteren Ueberarbeitung dieser klun'schen Kulturbildergenre wird der Verfasser gewiß mehr für die innere Anschauung durch Hervorhebung des Wichtigsten sorgen. Dr. L. Ch.

Geographie des Königreiches Böhmen. Von Dr. J. E. Födisch, k. k. Professor.

Mit 2 Karten. Leipzig, Hirschfeld 1875.

Der Verfasser hat mit Benützung der besten Quellen und der neuesten statistischen Darstellungen ein den geschlichen Anforderungen für die Schule vollkommen entsprechendes Werklein geliefert. Der Stoff ist nach 12 naturgemäßen Abschnitten gegliedert. Trotz aller nöthigen Kürze ist das Buch inhaltsreich, klar und übersichtlich. Ein Ortsregister erleichtert den Ueberblick. Die 2 Kartenbeilagen halten leider nicht gleichen Schritt mit dem vortrefflichen Bitchlein. Die Paßübergänge, z. B. der im Buch öfter erwähnte Paß von Keunelt und andere wichtige Pässe sind auf der physikalischen Karte nicht erwähnt. Im Buch aber sind, was sehr zu loben ist, die wichtigsten Gränzstraßen mit den Pässen S. 68 angegeben. Kapitel IX. und X. bringen etwas zu viel Detail, hier wäre, obwohl der Lehrplan für die Bürger- und Volksschulen besondere Berücksichtigung der Industrie und des Handels etc. verlangt, die Darstellung in größeren Zügen für das Gedächtniß der Lernenden vortheilhafter gewesen. Nebenbei bemerkt liefert Mies nur silberhaltiges Bleierz, keinen Antimon, der von Josefschütte bei Plan kommt. Gymnasien und Realgymnasien sind 47, Realschulen 17. In Elbogen ist ein Realgymnasium und Oberrealschule, in Tabor eine Oberrealschule und Obergymnasium, in Arnau ein Untergymnasium, in Smichow und Teplitz Realgymnasien, in Karolinenthal eine Unterrealschule. Druck und Ausstattung sowie die durchgängige Correctheit verdienen alles Lob. Dr. L. Chevalier.

Dr. Julius Heidemann: Peter von Aspelt als Kirchenfürst und Staatsmann. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im XIII. und XIV. Jahrhundert. Berlin 1875.

Zur Zeit, als der beredte und erfahrene Erzbischof Peter von Mainz im böhmischen Königreiche verweilte und den König Johann und die Königin Elisabeth lenkte, blühte der Frieden in Böhmen und herrschte die Gerechtigkeit. In diesen Worten des heimathlichen Geschichtschreibers*) hat der Mainzer Kirchenfürst eine rückhaltlose Anerkennung für sein staatsmännisches Wirken und seine großen politischen Erfolge in Böhmen gefunden, das unter seiner ebenso vorsichtigen

*) Chronic. Aulæ egiae (Königsaaler Geschichtsquellen) lib. II. cap. 1. pag. 387.

als energischen Leitung erblühte und sich nach den trostlosen Jahren des Thronstreites segensreicher Ruhe erfreute. Obgleich nun Peter dem böhmischen Lande, das durch einen mehr als 16jährigen Aufenthalt seine zweite Heimath geworden war, immerdar eine besondere Zuneigung bewahrt hat, so erstreckte sich doch seine Wirksamkeit weit über die Grenzen desselben. Dem Wohle des deutschen Reiches hat zumal in seinen späteren Lebensjahren seine Thätigkeit gegolten. Aber nicht überall hat er für seine Bemühungen jene rückhaltlose Zustimmung gefunden, die ihm der böhmische Chronist zu Theil werden läßt. Und es war wohl auch nicht anders möglich, denn er hat im Kampfe der Parteien eine scharf ausgeprägte Stellung eingenommen; ursprünglich ein Parteigänger des habsburgischen Hauses und ein mächtiger Förderer der Interessen desselben, ist er im Laufe der Zeit zu den Habsburgern in die schroffste Opposition getreten. Daher stammen denn auch die harten Urtheile, welche über diesen Mann gefällt wurden zumeist aus österreichischen Federn. Da erscheint er als der listige Pfaffe, der ungetreue Bischof von Mainz, als der ungetreue Wolf, als der Mann, welcher den Mordstahl des Parricida weihen half und die friedlichen Wiener Bürger gegen die habsburgische Dynastie aufhetzt. Ja sogar die Kinder Albrechts habe er haßerfüllten Gemüthes aus ihrem ererbten Besitze verdrängen wollen. Eine genaue und nach allen Seiten hin gerechte Würdigung hat Peter von Aspelst erst in diesen Tagen durch Heidemann erfahren; die persönlichen Verhältnisse dieses Mannes, über denen bisher so manches Dunkel schwebte¹⁾, so wie seine Leistungen treten nun in klarer Weise hervor. Peter von Aspelst war ein Politiker ersten Ranges; die Politik, die er vertrat, war eine durchaus deutsche. Mit gleicher Entschiedenheit trat er der französischen und der päpstlichen Anmaßung entgegen. Den Reichsinteressen war seine hauptsächlichste Sorgfalt zugewendet, darum ist er der geschworene Feind der dynastischen Bestrebungen des habsburgischen Hauses, darum hat er im Widerstreben gegen dasselbe den Lützelburgern zur Machtstille und speciell zum Besitze der böhmischen Lande verholfen. Die Beziehungen Peters zu diesem Lande sind es auch, die in dem Folgenden des speciellen Interesses wegen etwas näher betrachtet werden sollen.

Peter war aus unbedeutendem bürgerlichem Geschlechte zu Aspelst in der Nähe von Lützelburg um 1240—1250 geboren. In Trier u. Paris²⁾ hat er seine Studien gemacht, die sich nicht blos auf die Theologie beschränkten, sondern auch die Medicin und die juridischen Disciplinen umfaßten. Er galt seiner Zeit als ein geschickter Heilkünstler und hatte seiner Kunst nicht zum wenigsten sein Fortkommen zu danken. Denn damals war, wie Lorenz bemerkt³⁾, noch eine schöne Zeit der Eintracht zwischen Medicin und Theologie, wo man für Vnderung des Podagra Domherr werden konnte.

In seiner heimathlichen Diöcese hatte er seine ersten kirchlichen Würden erlangt, seine Fähigkeiten wiesen ihn gar bald auf ein weiteres Feld. Im Jahre 1286 erlangt er die Stelle eines Leibarztes und Capellans am Hofe Rudolfs von Habsburg. Aber sein eigentliches Feld betritt er doch erst im Jahre 1289, in welchem er aus dem Dienste Rudolfs scheidet und in die böhmische Kanzlei aufgenommen wird, in welcher er am 20. September als Protonotar erscheint. Rudolf hatte gewichtige Gründe, den kundigen Mann einem anderen Herrn zu überlassen. Seit dem seine Tochter Guta als Königin den böhmischen Boden betreten, war er bemüht, die Politik dieses Landes in seine Kreise zu ziehen.⁴⁾ Sein Streben war es, seinem Hause die Nach-

¹⁾ Ueber diese Verhältnisse vgl. Lorenz, Deutsche Gesch. II. pag. 620.

²⁾ Heidemann bezweifelt, daß Peter von Aspelst in Paris gewesen sei. In einem Briefe Johannis de Göttingen ap. Schannat, Vind. lit. pag. 213 heißt es: Felicis recorda cionis venerabilis pater dominus Petrus archiepiscopus Moguntinus, qui fuerat quondam Parisiis in philosophia et medicina magister authenticus et famosus, me de monte Pesusulano, ubi tunc in medicina regebam evocavit

³⁾ ib. 621.

⁴⁾ Schon Guta hatte damit begonnen, vgl. R. Geschichtsquellen pag. 72: Regina igitur

folge im Reiche zu verschaffen, dazu sollte ihm die Verwandtschaft mit dem böhmischen Königshause ein mächtiges Hilfsmittel werden. Eine Reihe von Vergabungen an Wenzel stehen mit diesem Plane im nächsten Zusammenhange. Unter dem offenbaren Einfluß des römischen Königs werden Männer wie Arnold von Bamberg,⁵⁾ Berthold von Geppenstein, Bernhard von Kamenz⁶⁾ nach Prag berufen, wohin sich auch des Königs gleichnamiger Sohn und Wenzels Schwager Rudolf begibt. In die Zahl dieser Männer, welche am Prager Hofe im habsburgischen Sinne zu wirken berufen waren, gehörte auch Peter von Aspelt. Er gelangte dafelbst von Amt zu Amt, von Würde zu Würde. Nachdem er schon früher Canonicat in Prag und Breslau erlangt hatte, wird er 1296 Kanzler und Probst am Wylschehrad. Zwar die weitaußergreifenden Hoffnungen des habsburgischen Hauses, die man noch 1290 gehabt hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen. Die Politik Bernhards von Kamenz ging andere Wege. Wenzel scheint bloß bezüglich des jüngeren Sohnes Rudolfs von Habsburg Verpflichtungen übernommen zu haben und schloß sich nach Rudolfs Tode willig Albrechts Seguern an.

Als er aber von Adolf von Nassau die im Norden Böhmens gewünschte Gebietserweiterung nicht erlangen konnte, dieser vielmehr selbst in den Besitz von Meißen und Thüringen zu gelangen suchte, da wandte sich Wenzel im Jahre 1296 neuerdings der habsburgischen Politik zu. Dies ist nun eben das Jahr, in welchem auch Peter seine einflußreiche Stellung erlangt hat. Jetzt erst wird sein Einfluß auf Wenzel ein maßgebender, und in Böhmen vollziehen sich die Geschicke Deutschlands. Bei den Krönungsfeiern Wenzels wird der Sturz des Nassauers beschlossen und Albrechts Stern ist im Aufsteigen begriffen. Peter selbst hatte es nicht zu bereuen, dieser Politik das Wort geredet zu haben, er erlangt eine Pfarrstelle in Wien und wird unter der offenbaren Einwirkung Albrechts auf den bischöflichen Stuhl von Basel erhoben (1296). Aber er weilt doch mit besonderer Vorliebe in Böhmen, in allen folgenden Jahren bis zu Wenzels Tode finden wir ihn als Kanzler thätig; nur wenn es unbedingt nöthig ist, eilt er nach Basel, dessen Verhältnisse unter Peters Leitung wohl geordnet sind. In den auswärtigen Dingen erfreut sich Peter großer Erfolge; im Jahre 1300 (29. Juni) erhält Wenzel von Albrecht alles zugesprochen, was er in Polen erwerben werde. Bald darauf gelangt sein Sohn auch noch in den Besitz des ungarischen Reiches. Das war aber der Punkt, wo die böhmische Politik mit der Albrechts in Widerspruch gerieth. Denn Albrecht konnte ein derartiges Anwachsen politischer Macht in den Händen Wenzels aus nachbarlichen Rücksichten eben so wenig dulden, als aus Rücksichten für den Papst, mit dem er nach langwierigen Irrungen sich eben ausgesöhnt hatte und der mit seiner ganzen Entschiedenheit die böhmische Herrschaft in Ungarn bekämpfte, die der Angiovinen dagegen befürwortete. Für Peter von Aspelt kam ein hartes Dilemma, er mußte Partei ergreifen zwischen den Seguern und wäre doch am liebsten beider Freund geblieben. Das böhmisch-österreichische Bündniß, Peters eigentlichster politischer Grundgedanke, wurde soeben von dem Kriegsschwert zerhauen und war für lange Zeit hinaus nicht mehr zu erneuern. Er suchte eine Zeit noch zu laviren, aber der Streit nahm bald solche Dimensionen an, daß er wiewohl schweren Herzens sich entscheiden mußte. Er zögerte dann nicht lange, denn wenn er auch von dem habsburgischen Hause aus dem Staube gehoben worden war, zu eigentlicher Bedeutung war er doch erst in Böhmen und durch den böhmischen König gelangt. In dem folgenden Streite war er ein treuer Diener seines Herrn. Er hat demselben,

statum curiae suae cum debita maturitate disposuit et eos, quos minus utiles reperit removens, idoneis personis et providis universa sua negotia pertractanda commisit. Vergl. lib. pag. 89.

⁵⁾ ib. 90: rex ipsum sibi non tam rectorem, quam patrem constituit et suis ultro acquiescens monitis totius regni negocia eo feliciter, quo sapientius ordinavit . . .

⁶⁾ Lorenz II. 606.

wie es urkundlich bewiesen ist, die französische Allianz verschafft. Um für diese Allianz zu wirken, begab er sich nach Basel, ward aber unterwegs von Anhängern Albrechts gefangen, seiner Correspondenzen beraubt und nur gegen ein hohes Lösegeld freigelassen, ohne daß Albrecht die Thäter zur Rechenschaft zog. Dieser Umstand hat, wie es scheint, mehr als alles andere seinen tiefen Groll gegen das habsburgische Haus erzeugt, den er wohl zeitweise verbergen, aber niemals ganz unterdrücken konnte. Und doch war dies das größte Unglück nicht, das den Basler Kirchenfürsten dazumal betroffen hat; wehl der härteste Schlag, den er erlitten hat, war der Tod seines Gönners, des böhmischen Königs Wenzel II. Wenzel III. entzog ihm nicht blos seine Freundschaft, er nahm ihm auch die Beneficien, die er der Huld des früheren Königs verdankte, und betrat auch in der äußeren Politik entgegengesetzte Bahnen. Nothgezwungen ging er in seine Diözese zurück, er durfte kaum hoffen, in Böhmen jemals wieder eine bedeutende Rolle zu spielen. Da verschaffte ihm seine Bekanntschaft mit dem französischen Hofe, und weil man ihn als erbitterten Gegner Albrechts kannte, den Primat in Deutschland. Es ist bekannt, welchen Einfluß Peter von Aspelt nach der Ermordung Albrechts auf die Erhebungen Heinrichs von Lützelburg genommen hat; durch Heidemann wird sein Antheil an den Wahlverhandlungen in den einzelnen Phasen der Entwicklung beleuchtet. Peter beherrschte die politische Situation dieser Tage vollständig, der neu erwählte König folgte den politischen Rathschlägen Peters, so weit sie deutsche Verhältnisse betrafen, unbedingt, aber das vorzüglichste Resultat von Peters staatsmännischer Wirksamkeit war doch die Erwerbung der böhmischen Länder für das Lützelburgische Haus.

Der Streit um den Thron in Böhmen war seit dem Aussterben der nationalen Dynastie noch nicht erloschen. Am wenigsten war Heinrich von Kärnthen der Mann, sich unter den Parteien dieses Landes dauernd zu behaupten. Daß er ein durchaus unfähiger Regent gewesen und namentlich auf diplomatischem Gebiete sich die größten Blößen gab, das haben die zeitgenössischen Geschichtschreiber, welcher Farbe sie auch immer angehören mochten, hervorgehoben. Seine Unfähigkeit ist wohl die nächste und wichtigste Ursache seines Sturzes geworden,⁷⁾ besonders wenn man erwägt, daß ihm ein so gewandter und gewiegter Diplomat, der schon seit 3 Jahren die Ereignisse in Böhmen mit Umsicht verfolgt hatte, gegenüberstand. Um so weniger aber kann man sich der Meinung Heidemanns anschließen, nach welcher die wahren Ursachen seines Sturzes nicht in seiner Charakterschwäche, sondern in seiner oppositionellen Stellung zum deutschen Reiche und in der sich gegen ihn erhebenden Agitation einer aristokratisch clericalen Partei in Böhmen liegen. Für diese Behauptungen sind doch die Gründe, welche Heidemann anführt, nicht zwingend genug. Daß er an der Wahl des deutschen Königs sich nicht betheiligigt hat, daraus kann man eher — wenn es sich nicht noch durch andere Gründe rechtfertigen läßt — auf seine diplomatische Ungeschicklichkeit schließen, als auf sein Streben, Böhmen vom Reiche loszulösen, und sich vollständig unabhängig zu machen. Um solche Pläne durchzuführen, war er weder Mann genug, noch waren die Zeitverhältnisse auch nur annähernd günstige. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß Johannes von Victring den Grund der Nichtbetheiligung an der Wahl angibt, aber gleichzeitig hinzufügt, das sei höchst undiplomatisch gewesen.⁸⁾ Eher

7) Statt alle Geschichtschreiber zu citieren, welche der geistigen Unfähigkeit des Kärnthners die Schuld an seinem Unglück zuweisen, genügt es wohl den einzigen Abt Johann von Victring zu nennen, welcher durch seine Stellung in jeder Beziehung in der Lage war, ein competentes Urtheil abzugeben, er aber sagt: *Henricus autem Bohemorum regnum tenuit, in quo satis remissus et deses fuit . . . si severior ad emendationem excessuum exstitisset* — ein scharferes Urtheil als dieser dem König freundlich gestante Schriftsteller hat nicht einmal sein eifrigster Gegner Petrus von Zittau gefällt.

8) *Henricus autem rex consilio suorum respondit: nec Henrico comiti nec Rudolfo duci posse secundum quod petierant favere eo quod status regni taliter se*

läßt sich aus dem Umstande, daß es gerade die Städte sind, die treu an dem König hängen, das Gegentheil folgern; denn diese waren einer engeren Verbindung mit dem Reiche gewiß ebenso zugeneigt, als einer Lösung von demselben durchaus feindlich. Aber auch der Adel hatte sich erst im letzten Momente dem neuen Gestirne angeschlossen, er hatte unter dem schwachen Regimente des Königs Heinrich von Kärnthner mehr Ausichten als unter der scharfen und einsichtsvollen Leitung des deutschen Königs.⁹⁾ Auch dafür, daß die kärnthnerische Herrschaft in Böhmen vom Anfange an als Usurpation betrachtet wurde, haben wir keinen directen Beleg, denn jenen, welchen Heidemann vorführt, können wir aus leicht in die Augen fallenden Gründen nicht annehmen,¹⁰⁾ denn derselbe ist den Königsaalear Aufzeichnungen entnommen und daher, was die Person des Königs anbelangt, nicht unparteiisch genug. Warum er es aber unterließ, sich um die Belehnung von Seiten des Reiches zu bekümmern, das hat Heidemann in präciser Weise beantwortet. Auch hatte wohl Peter von Aspelt dazumal schon seine Fäden gesponnen, dessen Thätigkeit für Johann von Luxemburg man nicht früh genug ansetzen kann. Ihm allein hatte die luxemburgische Partei den mächtigen Erfolg zu verdanken, denn ohne ihn, der Land und Leute kannte, wäre derselbe in keinerlei Weise erzielt worden. Die Bestzuahme des Landes war dem heranrückenden Lützelburger ohnehin nicht leicht gemacht und gieng nicht ohne Verluste für das Land selbst ab. Weder Kuttenberg noch Kolin öffnete die Thore und auch Prag konnte man nur durch Verrath einnehmen. Die Politik Peters konnte damit, wie Heidemann mit Recht hervorhebt, einen ihrer glänzendsten Triumphe feiern. „Nicht die Waffen hatten den Kärnthner in Böhmen besiegt, sondern die staatsmännische Einsicht des Erzkanzlers. Seiner festen Hand war es gelungen, die Coalition mißvergünstigter deutscher Fürsten zu sprengen, welche die Herrschaft des Kärnthners in Böhmen stützte. Die Leitung der gesammten deutschen Politik hatte ihr Endziel in dem Sturz des Böhmenkönigs gehabt; nachdem daselbe erreicht war, ergab sich für Peter von Aspelt als zweites die Erhaltung und Befestigung der Luxemburger in dem erworbenen Lande.“ Die Art und Weise, wie dies durch Peter geschehen ist, hat Heidemann in abschließender Weise dargestellt. Um vor Verwicklungen nach Außen hin sicher zu sein, ward Meißner und Thüringen dahingegeben. Die Einführung der neuen Dynastie konnte nicht ohne Einbuße der Vorrechte geschehen, welche das Bürgerthum unter Heinrich von Kärnthner erlangt hat. Der Adel erhielt zu den alten Privilegien neue Vorrechte. Indeß ist die Urkunde, welche die Wahlcapitulation enthält, von zweifelhafter Echtheit; sachliche Bedenken gegen dieselbe liegen vor, welche unseres Wissens zuerst Schlesinger betont hat, und auf welche nun auch Heidemann aufmerksam macht. Dadurch, daß Peter von Aspelt die Ausöhnung des luxemburgischen und habsburgischen Hauses angebahnt hat, erwarb er dem ersteren eine feste Stütze. Für Böhmen selbst war seine Regierung durchaus segensvoll. Mit Macht und Nachdruck betonte Peter die Rechte der böhmischen Krone. Boleslav von Breslau ward genöthigt, Troppau an dieselbe zurückzugeben. Die Verwaltung des Landes erheischte seine ganze Aufmerksamkeit. Er hat sich darum in den folgenden Jahren nur auf kurze Zeit aus Böhmen entfernt. Und auch in der Ferne folgte er der Entwicklung der böhmischen Verhältnisse mit

haberet ut unius amicitiam conquirere et alterius benevolentiam abicere sibi nullatenus aequum esset. Sic medius residens, neutri parti voluit complacere in sui ipsius maximum sequenti tempore detrimentum.

⁹⁾ Man lese den ergötzlichen Bericht des Königsaalear Abtes cap. 107.

¹⁰⁾ Daß die betreffende Stelle den *Annales Aulæ regiae* entnommen ist, unterliegt keinem Zweifel. Man vergleiche beide Berichte:

Annal. Boh. brev. ad a. 1310: fugit Henricus dux Karinthiae qui tribus annis occupaverat Bohemiam.

Annales Aulæ regiae (pag. 24) 1310: Johannes factus est rex Bohemiae, in cuius adventu fugit Henricus dux Karinthiae, qui tribus annis occupaverat Bohemiam.

der gespanntesten Aufmerksamkeit. Als Kaiser Heinrich gestorben war, mußte er sein ganzes diplomatisches Talent für die luxemburgische Dynastie in die Waagschale werfen, um wenigstens die Wahl eines Habsburgers zu hindern. Denn die lützelburgische Gewalt in Böhmen stand noch keineswegs auf festen Füßen.

Noch hätten die Habsburger vorsichtiger Weise nicht alle Urkunden aus den Händen gegeben, durch welche sie auf Böhmen Ansprüche erheben konnten. Es war für die lützelburgische Dynastie ein großer Erfolg, daß nicht Friedrich von Oesterreich, sondern der Wittelsbacher Ludwig die Krone erhielt. Durch mehr als ein Decennium hat denn auch die innige Allianz zwischen Baiern und Böhmen, welche durch die Gemeinsamkeit der Interessen hervorgerufen war, angedauert. Aber ein großer Verlust für die lux. Dynastie war der frühzeitige Tod Heinrichs doch immerhin; denn nun regten sich die Parteien in Böhmen auf's Neue, gegen die deutschen Rätthe des Königs und namentlich gegen Peter von Aspelt entstand eine heftige Opposition, welcher er endlich wich. Er legte sein Amt in Böhmen nieder und kehrte nach Deutschland zurück. Mit ihm schied, wie Heidemann treffend bemerkt, der gute Genius des Landes. Die Königin war außer Stande, dem zügellosen Treiben des Adels ein Ende zu machen, der sich die Herrschaft im Lande dauernd zu sichern suchte. Mit aller Energie kämpfte Johann dagegen an, aber eine Allianz der böhmischen Barone mit dem habsburgischen Geschlechte bedrohte seine Regierung in Böhmen in den Grundfesten. Die bösen Zeiten der kärnthnischen Herrschaft schienen wiederzukehren. Im ganzen Lande erhob sich Widerspruch und Verwünschung gegen die Regierung des Königs; wieder war es Peter von Mainz, welcher an der Seite des Königs Ludwig die luxemburgische Herrschaft rettete, wenn gleich nur durch schwer wiegende Zugeständnisse an den frondierenden Adel. Es war sein letztes bedeutendes Eintreten für die Regierung des neuen Geschlechtes in Böhmen. 3 Jahre später ist er gestorben; in Böhmen hat man sein Andenken lange in Ehren gehalten, man erinnerte sich an die Weisheit, an das Wissen und die Macht, mit welcher er zu wiederholten Malen in schwieriger Lage im böhmischen Lande Ruhe und Ordnung geschaffen; man gedachte der Reigung, welche er zu diesem Lande Zeit seines Lebens gehegt hat.

Mit seiner Wirksamkeit in Böhmen hängt jedoch seine ganze übrige staatsmännische Thätigkeit, sein Eifer und sein Streben für Reformen in der Verfassung und Verwaltung Deutschlands auf's innigste zusammen; das oft genannte Buch von Heidemann wird dem Freunde der deutschen Verfassungsgeschichte in dieser Beziehung eine reichliche Fülle von Anregungen bieten; für unsere Zwecke dürfte es jedoch genügen, unter stetem Hinweis auf dasselbe den Antheil Peters von Aspelt an den Geschicken des böhmischen Landes, wenn auch nur in groben Strichen zu zeichnen.

Czernowitz. Poserth.

W. Willmanns: die Reorganisation des Kurfürstencollegiums durch Otto IV. und Innocenz III. Berlin 1873.

Dr. Victor Langhans: die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstencollegiums durch Gregor V. und Otto III. Berlin 1875.

Zu den interessantesten Fragen der deutschen Geschichte des Mittelalters gehört unstreitig die der Entstehung des Kurfürstencollegiums. Wir haben über dieselbe schon eine ganze Literatur. Dem Buche Schirmachers über dieses Thema, welches bereits Professor Dr. Pangerl in der literarischen Beilage zu Nr. 3 und 4 des XII. Jahrganges unserer Zeitschrift ausführlich besprochen hat, folgte bald das oben genannte von Willmanns, welches zwar die Jahrzahl 1873 trägt, aber doch später erschienen ist als das Schirmacher'sche, auf dem die Jahrzahl 1874 zu lesen ist. Willmanns theilt sein Buch in vier Abschnitte ein, auf welche er noch einen Anhang folgen läßt, in welchem ein auf die Kurfürstenfrage bezüglicher und unter den Gedichten Reinmars von Zweter befindlicher Spruch behandelt wird.

Im ersten Abschnitte wird die Wahl Rudolfs von Habsburg besprochen. Besonders interessant sind in demselben die Erörterungen über die Stellung, welche der König Ottokar von Böhmen bei dieser Wahl eingenommen hat. Willmanns beweist uns, daß Ottokar ganz sicher erwartet habe zum deutschen König gewählt zu werden, daß er aber von den leitenden Wahlfürsten, dem Erzbischofe von Mainz und dem Pfalzgrafen bei Rhein, in schwächlicher Weise hintergangen worden sei, indem man in ihm bis zuletzt eitle Hoffnungen genährt habe. Ottokar habe sogar in dieser seiner sichereren Erwartung, gewählt zu werden, das Wahlrecht Baierns anerkannt.

Die Gesandten des Baiernherzogs wären aber von den Kurfürsten zur Wahl zugelassen worden, weil man nur dadurch, indem man an der Siebenzahl der Wähler strenge festhielt, die Gesandten Ottokars von der Wahl habe ausschließen und so den Widerspruch dieses mächtigen Königs habe beseitigen können. Wie die baierischen Gesandten dazu gekommen wären, ohne ihren Auftrag zu überschreiten, doch gegen die Absicht ihres Herrn für Rudolf von Habsburg zu stimmen, sei daraus zu erklären, daß die Kurfürsten schon im voraus mit Herzog Heinrich von Baiern ein Abkommen getroffen hätten, wonach er demjenigen seine Stimme zu geben versprochen habe, für den sich auch die übrigen Kurfürsten entscheiden würden. Herzog Heinrich, der die Wahl Ottokars für gesichert hielt, habe kein Bedenken getragen, einem solchen Vertrag eine Zustimmung zu geben. Den Kurfürsten wäre es sonst auch nicht möglich gewesen, den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige zu wählen, da, wie uns Willmanns durch eine interessante Zusammenstellung der einzelnen Wahlberichte (Anmerkung 1 pag. 79 ff.) beweist, bei den deutschen Königswahlen die Einmüthigkeit der Wähler von Alters her Erforderniß einer gültigen Wahl gewesen ist. Willmanns legt auch der Reichschronik in Bezug auf ihre Nachrichten über die Wahl Rudolfs eine größere Glaubwürdigkeit bei, wie z. B. Ottokar Lorenz in seiner deutschen Geschichte (I. 429), der dieselben als reine Gerüchte bezeichnet.

Der Verfasser behauptet, daß wenn die Reichschronik auch einzelne irrige Angaben enthalte, so dürfe man daraus doch kein Recht herleiten, ihre Erzählungen überhaupt zu verwerfen. Die Punkte, welche das Interesse der Zeitgenossen besonders erregten, wird sie wohl der Wahrheit gemäß darstellen; jedenfalls stehe ihre Darstellung im besten Einklange mit dem, was sonst überliefert ist oder aus dem Ueberlieferten gefolgert werden muß.

Nachdem nun Willmanns uns bewiesen hat, daß zur Zeit der Wahl Rudolfs die Siebenzahl der Kurfürsten schon fest stand, sucht er nun im zweiten Abschnitte wahrscheinlich zu machen, daß dieses Kurfürstenkollegium durch Otto IV. und Innocenz III. eingeführt worden sei. Er stützt sich dabei auf die bekannte Stelle des Sachsenspiegels, der etwa 1230 geschrieben worden sein mag, und behauptet, daß derselbe in Bezug auf die Kurfürsten nicht Theorien und die verkehrten Auffassungen eines Privatmannes, sondern wirklich bestehendes Recht enthalte, eine Auffassung, die aber nicht allgemeinen Beifall gefunden hat und der besonders Winkelmann in seinem Aufsätze „Zur Geschichte des Kurfürstenkollegiums“ in Sybels historischer Zeitschrift (Jahrgang 1874 3. Heft) entgegentreten ist, indem derselbe darauf hinweist, daß erst neuerdings die Untersuchungen Weiland's über die Reichsheersahrt gezeigt hätten, „daß die Rechtsbücher allerdings gelegentlich reine Theorien enthalten, die von der Praxis der deutschen Verfassung weit abweichen.“

Acceptirt man aber diese Auffassung Willmanns, so muß man seinen Erörterungen, wann und wie dieses Recht entstanden ist, den vollsten Beifall zollen. Willmanns legt dar, daß den im Sachsenspiegel genannten Laienfürsten dieses Vorrecht nur von Otto IV. übertragen worden sein könne, da dieselben ihm immer treu zur Seite gestanden sind und er als Waise überhaupt die Stützen seiner Herrschaft in Norddeutschland zu suchen hatte. Die Ausstattung der Fürsten der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg mit dem Kurrechte könne aber nur in der Zeit zwischen der Pfingstfeier in Braunschweig und Otto's Abreise nach Italien geschehen sein und zwar auf dem zu Würzburg abgehaltenen Hofstage. Dort waren nicht nur jene Fürsten, die die Reichsämtel auszuüben hatten, sondern auch zwei Kardinäle als Gesandte des Papstes an-

wesend, und es ist, — wenn überhaupt eine solche Uebertragung der Kurfürstenwürde stattgefunden hat, — am wahrscheinlichsten, daß es an diesem Hofstage geschehen sei.

Die eigenthümliche Stellung des Böhmenkönigs, der nach dem Sachsenspiegel zwar im Besitze der Schenkens-, aber nicht der Kurwürde erscheint, erklärt der Verfasser dahin, daß am Hofstage zu Würzburg dem Böhmenkönige, der durchaus nicht zu den treuen Anhängern Otto's IV. gehörte, nur das Schenkennamt verliehen worden sei. Das Kurrecht habe derselbe erst unter Kaiser Friedrich II., der ihm zu Dank verpflichtet gewesen sei, erlangt, wie denn auch Heinrich von Segusto, der im Jahre 1272 als Kardinalbischof von Ostia starb, sagt, daß der Böhmenkönig das Kurrecht nicht von Alters her habe, sondern es nur factisch inne halte (pag. 37). Willmanns tritt also hier der Ansicht Schirmachers, der den böhmischen König sogar zum Obmann und Schiedsrichter des Kurfürstenkollegiums macht, entgegen und begründet seine Ansicht sehr gut auf Seite 95 ff.

Im 3. Abschnitte will uns nun der Verfasser Spuren von der Existenz der Kurfürsten zwischen 1209 und 1273 nachweisen.

Da aber solche Spuren eigentlich nicht vorhanden sind, so schiebt er die Schuld davon auf die Ungunst der Verhältnisse und läßt sich in eine Menge von Vermuthungen ein, die gerade nicht immer sehr wahrscheinlich sind. Es ist ja überhaupt auffallend, daß sich von jener Wahlordnung, die Otto IV. damals am Reichstage zu Würzburg in Uebereinstimmung mit Innocenz III. eingeführt haben soll, und die doch ihrer Wichtigkeit wegen schriftlich fixirt worden sein muß, in den Quellen keinerlei directe Andeutung befindet, und daß keiner der Laienfürsten, die durch dieselbe ein so hervorragendes Recht erhalten hatten, sich später ausdrücklich darauf beruft.

Der vierte Abschnitt ist nun gar dem Versuche gewidmet, uns die Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Kaiser Otto III. und Papst Gregor V. wahrscheinlich zu machen. Willmanns beruft sich dabei auf eine Stelle in der Schrift de regimine principum, welche Stellen den Ptolemäus von Lucca († 1327) zum Verfasser hat und die erzählt, „daß Otto III. und Gregor V. bestimmt hätten, daß sieben Fürsten Deutschlands den deutschen König und späteren römischen Kaiser wählen sollten“, und er weist auch darauf hin, daß die Formen der Papstwahl auf die Kaiserwahl einen Einfluß ausgeübt hätten.

Vorzüglich gegen die in diesem Abschnitte aufgestellten Behauptungen ist nun die oben ebenfalls erwähnte Schrift des Dr. Langhans gerichtet. Dieselbe enthält drei Kapitel. Das erste ist den sämmtlichen Quellenstellen gewidmet, welche uns über die Einsetzung des Kurfürstenkollegiums berichten. Aus dieser Zusammenstellung geht nun hervor, daß über die Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Otto III. und Gregor V. drei Versionen existiren. Die eine, Langhans nennt sie die ultramontane, schreibt die Einsetzung des Kurfürstenkollegiums allein dem Papste Gregor V. zu. Die andere, die nationale, welche zum ersten Male in einer Schrift des Minoriten Herrmann Sigas im 14. Jahrhunderte auftaucht, und welche dieselbe wieder bloß dem Kaiser Otto III. zuschreibt. Endlich noch eine dritte Version, die, wie Langhans sagt, zwischen den beiden andern Versionen die Mitte halte, und auch den Ursprung der sieben Kurfürsten in die Zeit des beginnenden 11. Jahrhunderts setze, aber nicht genau bestimme, ob die *lex constitutio* oder *sanctio*, auf der das Kollegium beruhe, aus der Machtvollkommenheit des Kaisers oder Papstes hervorgegangen sei. Diese Version sei auch erst im 14. Jahrhundert aufgetreten. Dagegen gibt es auch noch eine andere Ueberslieferung, die den Ursprung der Kurfürsten sogar auf Karl den Großen zurückführt, und welche schon im 13. Jahrhunderte auftritt.

So gab es also schon im 13. Jahrhunderte verschiedene Meinungen über die Entstehung des Kurfürstenkollegiums. Nur wurde, wie Langhans (Seite 16) nachweist, die Fabel von der Verordnung Gregors V. die herrschende. Schon aus dieser Zusammenstellung ersehen wir, wie einseitig Willmanns vorgegangen ist, indem er nur jene von Ptolemäus von Lucca herrührende Stelle in der Schrift de regimine principum berücksichtigt hat. Mit dieser Methode

könnte man ja auch den Versuch machen, die pseudoisidorischen Decretalen wieder für echt zu erklären.

Im zweiten Kapitel nun wiederlegt Langhans die Behauptungen Willmanns, durch welche derselbe die Nachricht des Ptolemäus glaubwürdig zu machen sucht. Langhans hält die Erzählung von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Gregor V. und Otto III. ebenfalls für keine Mythe, wie z. B. Philipps, und er weist darauf hin, daß eine große Anzahl von Historikern dieselbe entweder für einen Irrthum eines kirchlichen Geschichtsschreibers oder gar für einen absichtlichen Betrug halten und daß Willmanns diese Ansichten ebenfalls gar nicht berücksichtigt habe. Willmanns halte diese Nachricht des Ptolemäus für ganz unverdächtig, was durchaus nicht der Fall sei, da sie ganz plötzlich und unvermittelt erst zu Ende des 13. Jahrhunderts auftauche und zwar bei einem der eifrigsten Anhänger der päpstlichen Parthei, und weil zu gleicher Zeit bei der Gegenparthei die Sage von der Gründung des Kurfürstenkollegiums durch Karl den Großen in Umlauf gebracht worden sei. Nachdem nun Langhans gezeigt hat, daß diese Nachricht durchaus nicht so unverdächtig sei, wie Willmanns behauptete, geht er dazu über die einzelnen Erörterungen zu widerlegen, durch welche Willmanns die Einsetzung des Kurfürstenkollegiums durch Otto III. und Gregor V. wahrscheinlich zu machen sucht.

Langhans irrt, wie Willmanns in seiner Besprechung der Langhans'schen Schrift in der Berliner Gymnasialzeitschrift (29. Jahrgang 7. Heft Seite 424 ff.) ganz richtig bemerkt, wenn er diese Willmanns'schen Erörterungen „Beweise“ nennt. Willmanns will sie selbst durchaus nicht als Beweise angesehen haben. Langhans zeigt uns nun daß Willmanns seine Behauptungen zum Theile aus der Kirchengeschichte von Philipps und aus dessen Schrift über die deutsche Königswahl entlehnt hat. Originell ist bei Willmanns hauptsächlich der Gedanke, das Kurfürstenkollegium auf das der römischen Cardinäle zurückzuführen, indem er behauptet, daß im 10. Jahrhundert analog den sieben Cardinalbischöfen, denen die Wahl des römischen Bischofs oblag, auch 7 Kurfürsten, die die Kaiserwahl vorzunehmen hätten, eingesetzt worden wären. Langhans beweist uns aber, daß im 10. Jahrhundert der römische Bischof durchaus nicht von sieben Cardinalbischöfen, sondern von dem gesammten römischen Klerus und Volke gewählt worden sei. Damit fällt auch jener sehr sinnreich erdachte Analogiebeweis des Herrn Willmanns. Es ist uns daher unbegreiflich, wie Willmanns in der Berliner Gymnasialzeitschrift l. c. sagen kann, daß Langhans nicht im mindesten bewiesen habe, daß erst Papst Nikolaus II. den Versuch gemacht habe, den Cardinalbischöfen die Leitung der Wahl zu übertragen. Jeder, der die Ausführungen des Herrn Langhans gelesen hat (S. 45—55), wird dem Meisten Recht geben. Langhans wiederholt am Schluß dieses Kapitels in Kurzem die Resultate seiner Untersuchung, indem er sagt (S. 55): „Es gibt erstens weder im Kaiserreich noch in der Kirche irgend eine Erinnerung, die älter als das ausgehende dreizehnte Jahrhundert wäre und die Nachricht des Buches de regimine stützen könnte. Zweitens enthalten weder die Wahlen Heinrich II. und Konrad II. noch irgend eine spätere Hinweisungen auf ein bestandenes Wahlgesetz. Drittens widerspricht die Nachricht vollständig den Plänen und der Politik Otto III. und steht endlich auch nicht im Einklang mit der Lage der damaligen Kirche, welche noch lange nicht jene Freiheit besaß, die Gregors fraglicher Vertrag voraussetzt.“ Diesen Resultaten wird gewiß jeder wissenschaftlich gebildete Historiker zustimmen! Wenn man die Willmanns'schen Erörterungen liest, kommt man unwillkürlich zu dem Glauben, daß Kaiser Otto III. auf seine Nationalität stolz gewesen sei und daß sein Ideal die Errichtung eines „deutschen“ Kaiserthums gewesen sei. (Willmanns S. 61 und 64.)

Wie widerspricht dem Allen die Geschichte! Hören wir, was Otto III. einmal an seinen Lehrer Gerbert geschrieben hat: „Unser sehnlichster Wunsch ist es, daß ihr gegen die Rohheit unserer sächsischen Natur schonungslos verfährt, das edle Griechenthum in uns ausbildet und was von griechischer Fernheit in uns wohnt, erweckt u. s. w.“ Gerbert tröstet ihn dann in seinem Antwortschreiben, daß er kein Deutscher, sondern ein Grieche von Geburt und ein Römer seiner Herrschaft nach sei! Otto III. war ja von einer Griechin erzogen worden. Nicht ein Kai-

ferthum, das auf Wahl beruhte, sondern ein byzantinisches absolutes Erbkaisertum war Otto's III. Ideal. Als Otto III. mit seinem Vetter Gregor V. in Rom beisammen war, dachte er, der schon beabsichtigte sich mit einer griechischen Prinzessin zu vermählen, gewiß nicht daran, daß er in so jungem Alter und ohne Leibeserben sterben werde und daß er daher die Angelegenheit der Kaiserwahl gesetzlich ordnen müsse!

Zu 3. Kapitel sucht Langhans dar zu thun, wie jene Nachricht des Ptolemäus entstanden sei. Er behauptet, daß eine Stelle im Martinus Polonus, wo, nachdem der Tod Otto's III. gemeldet ist, nur im Allgemeinen von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums gesprochen wird, Schuld an der Entstehung die oben erwähnten Nachricht sei. Langhans führt nun aus wie es gekommen sei, daß Martinus Polonus gerade nach dem Tode Otto's von den Kurfürsten spricht. Die Erwägung, daß unter den Ottonen nicht Wahl-, sondern Erbrecht gegolten habe, habe ihn dazu bestimmt. Gegenüber dieser Behauptung bemerkt Willmanns in der Berliner Gymnasialzeitschrift l. c. ganz richtig, daß diese Erklärung nicht befriedige, da ja die Ottonen auch gewählt worden seien. Dagegen ist die Langhans'sche Behauptung, daß Ptolemäus die oben erwähnte Nachricht des Martin gefannt und zur Erfindung seiner Fabel von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums benützt habe, sehr wahrscheinlich. Martin hat ja früher geschrieben als Ptolemäus und der Letztere hat die Compilationen des Ersteren gefannt und in seiner Kirchengeschichte auch benützt. Die dagegen von Willmanns vorgebrachten Behauptungen sind durchaus nicht überzeugend. Ptolemäus von Lucca, von dessen Kirchengeschichte mit Recht gesagt wird, daß sie sich wie ein historischer Commentar zum Pseudo-Isidor ausnehme (Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen pag. 288), war der Mann, der Geschichtskennntniße genug besaß, um diese Fabel auszuklügeln. Langhans kommt eben zu diesem Schluß und es ist sehr sonderbar, wie Willmanns nach den gründlichen Auseinandersetzungen des Dr. Langhans (Seite 57 ff.) in der Berliner Gymnasialzeitschrift l. c. sagen kann, „daß er nicht sehe, daß Herr Langhans irgend etwas vorgebracht habe, was dazu zwänge, die Ueberslieferung als Erbdichtung und Lüge anzusehen.“

Wir haben hier eben wieder eine von den vielen sehr klug ausgedachten Erfindungen der päpstlichen Parthei vor uns!

Am Schluß seiner Besprechung der Langhans'schen Schrift in der Berliner Gymnasialzeitschrift sagt Willmanns: „daß er es für nothwendig halte, daß man bei der Beurtheilung mittelalterlicher Verhältnisse, sich auf den Boden mittelalterlicher Anschauung stelle.“ Wir möchten ihm aber dagegen zurufen, daß man bei Beurtheilung von Verhältnissen des 10. Jahrhunderts sich nicht auf den Boden des 13. Jahrhunderts stellen dürfe, denn die „mittelalterlichen Anschauungen“ haben sich im Mittelalter selbst im Laufe der Jahrhunderte sehr verändert. Leider ist durch diese beiden sehr gut geschriebenen Schriften, eben so wenig wie durch das Schirmacher'sche Buch die Frage über die Entstehung des Kurfürstenkollegiums endgiltig entschieden worden, und dieselbe dürfte auch, wenn nicht neue Quellen entdeckt werden, schwerlich jemals entschieden werden.

Schwarzenberg in Franken den 2. Jänner 1876.

Anton Mörath, k. k. Archivar.

Bilder aus der Zeit der Bauernunruhen in Oberösterreich. 1626, 1632, 1648.

Mitgetheilt von Albin Czerny. Linz, Ebenhöch 1876. 302 S.

Der bekannte Bibliothekar von St. Florian, der sich durch mehrere Werke über die Bibliothek, die Handschriften und die Geschichte dieses Stiftes einen geachteten Namen unter den Erforschern der österreichischen Landesgeschichte erwarb, bietet hier einen neuen dankenswerthen Beitrag für die Kunde der Geschichte Oberösterreichs. Auf die Art und Entwicklung der Bauernunruhen dieses Landes zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wirkt das neue Buch sehr erwünscht,

zum Theil überraschende Schlaglichter. Es sind Briefe, welche als gleichzeitige Documente die Ereignisse der Jahre 1626, 1632 und 1648 in anschaulicher Weise beleuchten. In ihrer Mehrzahl sind sie zwei Foliobänden entnommen, welche einst Bestandtheil des gräflich Rhevenhüller'schen Archives in Kammer, jetzt dem Linzer Museum angehören und auf Veranlassung des unermüdblichen Staatsmannes und Historikers Franz Christoph Rhevenhüller gesammelt wurden. Der Rest ist den Archiven von St. Florian, Helfenberg und Windhag entnommen. Von der Gesamtzahl 112 entfallen 50 Stücke auf die Ereignisse des Jahres 1626, 56 Stücke auf das Jahr 1632 und 6 auf das letzte Jahr des dreißigjährigen Krieges. Für die Unruhen des ersten dieser Jahre, für den Aufstand unter dem Mähcher Bauer Stephan Fadinger, sind neben mehreren Ordonnanzen aus dessen Felblagern, welche von der Art der Requisitionen und der Kriegführung der Bauern eine Anschauung geben, Briefe des Kaisers Ferdinand, des Kurfürsten Maximilian, verschiedene Schreiben an die Landstände, Zeitungen aus Deutschland, Berichte von Privatpersonen und besonders die Relationen des kurfürstlichen Secretärs Balthasar Raupeck an seinen frühern Herrn, den Grafen Rhevenhüller, damals kaiserlichen Gesandten in Madrid, geboten. Für das Jahr 1632 bilden das Material Ordonnanzen der Bauernführer Nimmervoll und Luegmayer, Briefe des Kaisers, Rhevenhüllers, der damals auf seinen Gütern war, des kurfürstlichen Obersthofmeisters Fürsten Johann von Hohenzollern und des Commandanten der 1. Truppen Werners von Tilly, endlich einige Rebellenverhöre und Strafprotokolle. Ueber das letzte Jahr instruiren die Berichte der Pfleger auf den Rhevenhüller'schen Besitzungen Frankenberg und Kammer, Venerandus Ruf und Johann Schleiß. Als eine willkommene Beigabe erscheint der neue Abdruck des Fadingerliedes, das zwar schon Hornmayer zum Theil in seinem Archiv für Geschichte 1827 und die Münchner Historisch-Politischen Blätter 1854 vollständig veröffentlichten, das aber als lebensgetreue Darstellung der Leiden und Stimmungen damaliger Zeit aus dem Munde der Bauern selbst und als bedeutendes Denkmal der deutschen Volkspoesie hiemit größere Verbreitung zu finden verlangen kann.

Die meisten der Briefe sind frische Stimmungsbilder und klare kulturhistorische Skizzen der bewegten Zeit; der Wert mancher von ihnen wird dadurch erhöht, daß die Schreiber bekannte und einflußreiche Factoren jener Bewegungen waren, und einige geben ganz neue Zeugnisse dafür, wie man am kaiserlichen Hofe über die Bauernrebellion dachte (so besonders der Brief an den Statthalter in Linz S. 59), nach welchen Grundsätzen man die Gegenreformation in Oberösterreich vornahm und welch' thätigen Antheil der kaiserlich treue, aber human denkende Rhevenhüller an der Beruhigung des Landes nahm. Selbst auf die Gestaltung des großen Krieges im Reiche fällt hie und da eine helle Beleuchtung, indem die Verbindung Torstenson's, Wittenbergs und Königsmarks mit den oberösterreichischen Emperöern klargestellt wird. Dem gesammten Urkundenmaterial ist ein recht vollständiges Namens- und Sachregister und eine Fülle literarischer Nachweise beigegeben, so daß dem Geschichtsforscher eine bequeme Handhabe geboten wird, während die Verdeutschung der italienischen Briefe Werners von Tilly und erklärende Noten unter dem Texte das Verständniß auch dem bloßen Geschichtsfreund erleichtern.

Der Herausgeber hat sich übrigens nicht begnügt, die Briefsammlung zu veröffentlichen, er hat um die Mosaikbilder in Form dieser Urkunden entsprechende Rahmen in Gestalt von geschichtlichen Einleitungen gezogen, welche den Zustand des Landes in den betreffenden Jahren, den Verlauf der Ereignisse und deren Zusammenhang mit den Begebenheiten auf dem großen Welttheater darstellen. Der Verfasser wollte in ihnen, wie schon der Name „Einleitungen“ andeutet, dem Stoffe nicht erschöpfende Behandlung angedeihen lassen, wie er in der Vorrede sagt, „um dem Genuß der Originalmittheilungen nicht zu viel zu entziehen.“ Nun ist darüber, welche Schranken sich der Verfasser seiner Arbeit setzte, allerdings nicht zu rechten, aber es wäre doch sehr wünschenswert gewesen, wenn der Herausgeber der Briefe, mit deren Inhalt und Zusammenhang vor Allen innig vertraut, die volle Summe des historischen Gewinnes aus ihnen selbst gezogen hätte. Indessen auch so sind die Einleitungen zu den drei bewegten Jahren

nicht bloße Darstellung schon bekannter Thatfachen, sondern sie vervollständigen unsere bisherige Kenntnis jener Zeit, sowohl durch Benützung einiger noch handschriftlich gebliebener Beihelfe (z. B. Rhevenhüllers Lebenslauf, aufbewahrt in St. Florian und mehrere Briefe aus demselben Stifte, die im Buch selbst nicht abgedruckt sind), als auch durch fleißiges Zusammentragen aller auf die betreffende Periode bezüglichen zerstreuten Daten.

Die Schilderung der Ereignisse im J. 1626 hebt mit dem Erlaß des Reformationsprocesses vom J. 1624 an, durch welches den Prädicanten die Räumung des Landes aufgetragen und jeder protestantische Gottesdienst in Oberösterreich verboten wurde. Die Reformations-Commissäre giengen in der Ausführung des Patentes mit aller Schonung vor, aber mit sehr geringem Erfolge. Die Ursachen legt Czerny in klarer Schilderung des Adels, der Städte und des Bauernstandes auseinander und citirt einen Brief des Benediktiners David Corner von Göttweih, der die Lage des Landes trefflich beleuchtet. Nach Pfingsten wollten sich die Commissäre, welche bisher nur gegen Prädicanten und Schulmeister eingeschritten waren und das Volk bloß zu belehren und zu ermahnen suchten, energischer mit der Landbevölkerung beschäftigen. Aber die Bauern, welche in ihrer Mehrzahl der neuen Religion, die ihnen geringere Lasten auferlegte, mit großer Treue anhiengen, in Folge ihrer ziemlich guten wirtschaftlichen Lage ein kräftiges Standesbewußtsein und größere Selbstschätzung hatten, auch bei dem allgemeinen Sittenverfall der Zeit um die Art ihrer Selbsthilfe nicht bekümmert waren, erklärten, erbittert durch die vermehrte Abgabenlast und die Einquartierung der wilden Soldateska, aufgehetzt von Innen und von Außen, laut, daß sie sich nicht wie die Städte dem Reformationspatent fügen wollen. Noch vor Pfingsten, den 17. Mai brach plötzlich der Aufstand los, und zwar, wie Czerny zeigt, zuerst in Aschach. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Mühlviertler Bauern, und daß in wenigen Stunden hüben und drüben der Donau Fadinger und sein Schwager Zeller von St. Agatha als Führer anerkannt waren, beweist frühere Verabredungen. Weiter jedoch als über die nächste Umgebung von Aschach giengen diese nicht, obwohl die ganze protestantische Bevölkerung des Landes auf den Ausbruch der Empörung wartete. Dabei gab es Uebelge, wie Hermann von Zinzendorf, welche die Bauern mit Rath und That unterstützt hatten und ihre Verbindung mit Mannsfeld und Friedrich von der Pfalz einleiteten. Die klugen und raschen Operationen der Bauern zeigen, daß sie nach einem militärisch durchdachten Plane vorgiengen, dessen Entwurf ihnen wahrscheinlich gegeben war, dessen Ausführung sie freilich selbst übernahmen. Am 1. Juli hatten sie mit Ausnahme von Linz und Enns das ganze Land in ihrer Gewalt. Aber die k. Oberste Löbel und Preuner trieben im Laufe der nächsten Wochen die Auführer so in die Enge, daß der Aufstand Anfang September auf das Hausrückviertel beschränkt war. Mit dem Eingehen der Bauern auf den Waffenstillstand vom 7. Sept. sah der Kaiser die Herstellung der Ruhe als ausgemachte Sache an und wollte wieder „Clemenz“ walten lassen. Aber der Kurfürst von Baiern, der an der Grenze ein starkes Kriegsvolk aufgestellt hatte, wollte die Empörung von Grund aus bewältigen, und als am 18. Sept. der Waffenstillstand zu Ende gieng, rückte sein General Lindlo ins Land. Zugleich machte die k. Truppe unter dem Herzog v. Holstein, der wohl schon von früher her den Auftrag hatte, die Baiern im Fall ihres Einrückens zu unterstützen, trotz der Abmahnungen der Commissäre, eine Flanzenbewegung an der Donau, um sich bei Pram mit Lindlo zu vereinigen. Aber er wurde bei Neukirchen geschlagen, während dieser im Pramwalde bald darauf dasselbe Schicksal erlitt. In Folge dessen loderte der Aufstand allerorten neuerdings empor, neue bayerische und kaiserliche Truppen erschienen am Kampfplatz und diese machten erst im November unter Heinrich von Pappenheim dem Aufstand ein Ende. Das letzte Aufflackern desselben zeigte sich im Dezember bei Peuerbach, fast dort also, wo er seinen Anfang genommen. Zu Neujahr war überall Ruhe und es begannen die Strafezekutionen.

Die Folgen des Kampfes waren schrecklich. Czerny gibt auf Grund einiger Acten im Florianer und Linzer Archiv traurige Daten, wie Bauern und Soldaten im Verwüsten gewetteifert, und wie die Städte, voran Linz und Enns, dann die meisten Schlösser und Klöster gelitten haben. Die Soldaten übten auch nach dem Kriege, wie das Fadingerlied lebendig erzählt, die grim-

migste Rache, so daß Tausende von Bauern aus dem Lande flohen, und der Kaiser selbst endlich, um der Auswanderung Einhalt zu thun, 1628 die Garnisonen zurückzog. Aber die Leute flohen auch wegen der strengen Verfolgung, die jetzt gegen die protestantische Lehre ergieng. Aus Payerbach allein zogen 1627 20 Familien fort. Die Masse bekehrte sich äußerlich zum alten Glauben, aber es nützte nichts, daß die Leute sich von den Soldaten zur Communion treiben ließen, im Verborgenen hielt man zäh an Luther und Bibel fest. Die Jahrmärkte zu Linz dienten auch dazu, sich mit den Brüdern im Ausland in Verbindung zu halten und aus dem Vorschreiten Gustav Adolfs in Deutschland Hoffnung zu schöpfen. Die Regierung erkannte die Lage und arbeitete entgegen, aber 1632, als die Truppen Wallensteins im Lande Winterquartiere nahmen und monatlich 52000 Gulden forderten, regte sich der Unwille und kamen Zusammenrottungen vor. Zugleich entwickelte der Prädicant Jacob Greimbl eine rührige Agitation und bereitete die allgemeine Volkserhebung vor, während Ctlehner aus Hosskirchen, der ihn bei sich barg, ins schwedische Lager nach Nürnberg gieng, um Hilfe zu fordern. Der Landeshauptmann, Hanns von Kneufstein war wohl gewarnt, konnte aber des Aufwieglers nicht habhaft werden. Am 13. Aug. rief die Sturmlocke in 60 Pfarren die Bauern zu den Waffen, bei Weiberau bezogen sie ein festes Lager und Kimmervoll und Luegmeier führten im Namen „Er. Majestät des Königs von Schweden“ den Befehl. Der Landeshauptmann suchte, aller Verteidigungsmittel entblößt, Zeit zu gewinnen und knüpfte Unterhandlungen in Wels an, dadurch auch jenen Theil der Bauern, die nicht alles auf die Spitze des Schwertes stellen wollten, in Schach haltend. Auch schien Aussicht auf gütliche Beschwichtigung, aber plötzlich machten die Bauern einen kräftigen Vorstoß nach Nord und Süd. Wahrscheinlich hatte Ctlehner aus dem schwedischen Lager 3 Offiziere zur Leitung des Aufstandes mitgebracht. Mschach, Wolfseck, Böcklabruck wurden genommen, und wenn auch Rhevenhüller an der Spitze seiner treuen Unterthanen einen kleinen Erfolg hatte, so wurde dafür Tilly in der Hagleiten, wie es scheint, empfindlich geschlagen. Die Rebellen breiteten sich im Mühlviertel aus, während Gustav Adolf in seinem Vordringen gegen Neuburg den österreichischen Auführern die Hand reichen zu wollen schien, wie Rhevenhüller am 22. October schreibt. Als aber der König dem Wallenstein nach Sachsen folgte, wandten sich die Dinge und Tilly brachte den Bauern bei Efferding eine solche Niederlage bei, daß die meisten die Waffen wegwarfen und sich verbargen. Gegen die Häufelführer wurde alle Strenge angewendet und haufenweise strömte die Bevölkerung, durch das Unglück gebeugt, zur Communion. Die Bekehrung war freilich wieder nur äußerlich und der Protestantismus wucherte trotzdem im Lande fort.

Der unglückliche Ausgang der Aufstände von 1626 und 1632 hatte die Protestanten von der Aussichtslosigkeit eines Kampfes ohne tüchtige Soldaten gegen den Kaiser überzeugt. Die Masse wollte von ihm nichts mehr wissen. Die Sympathien mit den kaiserlichen Feinden blieben freilich immer rege und das Zurückken einer großen schwedischen Armee hätte wahrscheinlich den Zulauf vieler Tausenden von Scheinkatholiken zur Folge gehabt. Aber dazu kam es nicht. Wenn einzelne schwedische Corps in die Nähe der Grenze rückten oder von Ferne zur Empörung aufmunterten, so war das nicht mehr geeignet, die Oberösterreicher hitzig ins Zeug zu jagen, und konnte nur ganz vereinzelt Erhebungen hervorrufen, die leicht niedergeschlagen wurden. Die eingestricheltesten Rebellen freilich schöpften aus jedem Erfolg der Reichsfeinde immer wieder frischen Muth und versuchten stets neue Agitationen. So giengen 1633 Bauern nach Heilbronn zum Reichskanzler Oxenstierna und erhielten die Zusage, daß der Herzog von Weimar sie vom Joch des Kaisers befreien werde. Dieser rückte in der That heran, kam aber doch nicht ins Land, und die oberösterreichische Kriegspartei, die sich schon rühren wollte, hielt sich, durch den k. General Strozzi eingeschüchtert, wieder ruhig. Im J. 1635 und 1636 suchte ein Bauernprophet Laimbauer die Bauern wieder aufzuwiegeln, aber ohne durchgreifenden Erfolg. 1641 machte Baner Miene, von Regensburg aus ins Land zu fallen und belebte die Ansichten der kühnern Protestanten, aber größer erschien die Gefahr erst 1645, als Torstenson von Budweis herab den Bauern im Oesterreichischen die Hand reichen und sie bewaffnen wollte. Der Kaiser

hielt einen neuen Aufstand für bevorstehend und die Besorgnis war in der That nicht unbegründet. Doch gieng die Gefahr vorüber, als Torstenson seine Pläne änderte. Neue Hoffnungen für die Misvergnügten brachte das Jahr 1648, als die Schweden und Franzosen am Inn standen, zu den oberennsischen Bauern Commissäre schickten und Wittenberg plötzlich mit 4000 Reitern und 8 Kanonen von Prag südwärts bis Braunau rückte, offenbar die Infanterie aus den Bauern zu bilden hoffend. Da trat aber der Friede von Münster dazwischen und machte allen weitem Versuchen der Aufwiegler unter den Bauern ein Ende.

Diese kurze Inhaltsangabe der Czerny'schen Schilderung vermag schon zu zeigen, wie durch sein Buch in die Geschichte der Bauernunruhen vielfach neue Gesichtspunkte und neue Aufschlüsse gebracht werden. Der Verfasser verhehlt nirgends seine Sympathien mit der Sache der Katholiken, aber wenn auch Ausführungen und Reflexionen in diesem Sinn, wie z. B. auf S. 4, 79 u. s. w. füglich wegbleiben konnten, so ist doch überall die ruhige Würde des Geschichtsschreibers streng gewahrt und stets sind auch die Missstände der herrschenden Partei gleichmäßig in die Waagschale geworfen.

Sglau, im November 1875.

Langhans.

Leopold von Ranke. Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen von Aachen und Hubertusburg, Leipzig 1875, Duncker & Humblot.

Wie aus einem unererschöpflichen Born quellen die Gaben, mit welchen uns der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung seit einer langen Reihe von Jahren beschenkt. Nach allen Seiten hin eröffnet er uns neue Gesichtspunkte, klärt er unser Wissen von Personen und Verhältnissen in überraschender Weise. Das vorliegende Buch — zugleich der XXX. Band der 1. und 2. Gesamtausgabe — enthält zuerst jene schöne Abhandlung, welche Ranke früher, im Jahre 1836 im II. Bande seiner historisch politischen Zeitschrift abdrucken ließ: Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof im Jahre 1755. Aus den Papieren des Großkanzlers Fürst. Es ist bekannt, welchen großen Wert und welches hohe Interesse die Aufzeichnungen dieses Mannes besitzen, der von Friedrich II. im Jahre 1752 zur Regulierung des schlesischen Schulden- und Commercienswesens nach Wien gesandt wurde. Auch österreichische Historiker, vor allem Arneth haben neuestens die Aufzeichnungen Fürsts in umfassender Weise benützt. In klarer und durchaus sachgemäßer und dabei doch anziehender Weise geht die Zeit der großen Reformen an uns vorüber. Wir beobachten die Kaiserin in ihrem Familienleben und in ihrem staatlichen Wirken: „Höchst eingezogen lebt sie, nur mit einer kleinen Gesellschaft von Damen geht sie um, die Erziehung ihrer Kinder verliert sie keinen Augenblick aus den Augen; sie ist eine deutsche Hausfrau und Mutter, aber zugleich ist sie unermüdetlich in den großen Staatsgeschäften, sie arbeitet selbst mit ihren Ministern was ihr in der Conferenz zweifelhaft bleibt, überlegt sie in der Ruhe ihres Cabinets. . . Ohne viel Geräusch führt sie die wirksamsten Reformen durch, auf deren Resultaten das spätere Schicksal von Oesterreich und zum Theil auch seine heutige Stellung beruht.“

Der zweite Theil des vorliegenden Buches, betitelt: Der Ursprung des siebenjährigen Krieges, erschien zum ersten Male als selbständiges Werk im Jahre 1871. Der Umschwung, den die österreichische Politik in den Jahren 1748—1756 erlebt hat, ist bekannt. Neue Details über die Entwicklung, welche zu demselben geführt hat, sind außer Ranke noch Beer und Arneth zu verdanken. Doch nur über Ranke's Ursprung des siebenjährigen Krieges ist hier zu sprechen.

Die alten Allianzen lösen sich auf, neue werden geschlossen. Schon kurz nach dem Aachener Frieden dachte man in Oesterreich daran, die lästige eigennützigte Freundschaft Englands abzuschütteln, dem Preußen die Garantie Schlesiens zu danken hatte. Stimmt doch die Kaiserin Kaunitz vom Herzen zu, wenn er sagte, die beständige und größte Sorgfalt müsse dahin gerichtet werden den König von Preußen zu schwächen und Schlessen wieder herbei zu bringen.

Aber das alte Verhältnis mit England konnte man doch nicht rasch lösen, so lange man Frankreich nicht sicher war. Zu einer Verständigung mit diesem Staate mußte die österreichische Politik zuerst gelangen, um so mehr, als es zwischen England und Oesterreich bedeutende Differenzen gab, welche hervorgerufen wurden durch den Barrièrtractat und durch die Verhältnisse in Hessen-Cassel. Dort war der Thronfolger zur kath. Religion übergetreten, Landgraf Wilhelm ließ sich von ihm das feierliche Versprechen geben, die evang. Confession im Lande in keiner Weise zu beirren. Dieses Versprechen wurde von Friedrich II. und Georg II. garantirt, von letzterem in seiner zweifachen Eigenschaft als König von England und Kurfürst von Hannover. Dem trat eine starke kath. Partei gegenüber, an deren Spitze Oesterreich stand. Es ist das Verdienst Ranke's, zuerst diese religiösen Gegensätze in ihrer vollsten Bedeutung gewürdigt zu haben. Kaunitz bezeichnet die Feindseligkeit Englands gegen Preußen als eine Bedingung der Allianz zwischen Oesterreich und England; der englische Minister seinerseits erklärt, es würde Raserei sein, an solche Politik zu denken. Unter solchen Umständen wird es das Hauptbestreben Oesterreichs, das alte Verhältnis Preußens zu Frankreich zur Auflösung zu bringen. Damit eröffnet sich die sicherste Aussicht, Schlesien wieder zu gewinnen. Man könnte dann im Bunde mit Rußland, Schweden, Sachsen und der Pfalz den König von Preußen angreifen. „Man hoffte im Bunde mit Frankreich durchzuführen, was sich im Bunde mit England nicht erreichen ließ.“ Dem König von Frankreich könne man für seinen Schwiegersohn die österr. Niederlande anbieten, deren Besitz für Oesterreich vor zweifelhaftem Wert war. Dem Prinzen Conti könnte man die polnische Krone verschaffen. Für Frankreich selbst könnten die Häfen von Niemport und Ostende erworben werden. Für diesen Preis meinte man die Allianz des Letzteren erlangen zu können. Aber das war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Noch kurz zuvor hatte Stahrenberg erklärt, daß es unmöglich sei, Frankreich zu gewinnen. Erst der Abschluß des preußisch-englischen Neutralitätsvertrages war den französisch-österr. Unterhandlungen förderlich. Aber allgemeine Erwägungen haben die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich doch weniger zu Stande gebracht als Impulse persönlicher Art. Der Marquise Pompadour ist dieselbe in letzter Linie zu verdanken gewesen. An sie hatte sich Kaunitz und nicht, wie so oft behauptet wurde, die Kaiserin gewendet; „von der Kaiserin hatte sie nur Geschenke erhalten und auch diese waren nicht sehr glänzend.“ Abermals wird das religiöse Moment, das in den Bestrebungen der Pompadour am deutlichsten hervortritt, von Ranke in Rechnung gezogen. Schon kurze Zeit darauf gab der franz. König die Erklärung ab, er denke mit Oesterreich in dauernde Verbindung zu treten, denn das erheische das Heil der Religion, nicht allein das Interesse der beiden Reiche. So wurde denn der Allianzvertrag zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen, der sofort seine Rückwirkung auf die anderen Mächte, vor allem auf England und Rußland ausübt. So war der Krieg unvermeidlich geworden. Friedrichs Plan war, seinen Weg nach Böhmen durch Sachsen zu nehmen, wodurch er verhindern könne, daß sich dieses zu seinen Feinden schlage. Doch damit sind wir zu der dritten Abhandlung des vorliegenden Buches gelangt, zur Ansicht des siebenjährigen Krieges.

Für den König handelte es sich in dem bevorstehenden Feldzug vor allem um die Stellung Sachsens; denn dieses mußte für ihn der Stützpunkt des Feldzugs werden. Wie oft kommt der König auf die Bedeutung Sachsens für Preußen zurück! Aber ein Uebereinkommen mit dem letzteren weist Sachsen zurück, man meinte, sich damit ganz in Friedrichs Hände zu begeben. So sehr es auch Friedrichs Wunsch war, sich mit Sachsen zu vertragen, es ist ihm nicht gelungen. Die Folge davon war die Invasion Sachsens. Aber auch Oesterreichs Verbindung mit diesem war nicht fest genug. Sachsen weigert sich, seine Armee nach Böhmen ziehen zu lassen, aus ähnlichen Gründen, aus denen es den Anschluß an Preußen zurückgewiesen hat. Es fühlte die Wichtigkeit seiner Stellung in dem Bündnisse gegen Preußen, in welchem es nicht als untergeordnetes, sondern als gleichberechtigtes Glied erscheinen wollte. — Es stand nicht bloß durch Oesterreich, sondern auch in enger Verbindung mit Rußland und Frankreich. So standen die Verhältnisse, als Friedrich im Lande einrückte. Zu spät schickte Sachsen sich an,

seine Armee mit der österreichischen zu vereinigen. Um die Verbindung zu hindern, führte Friedrich den ersten Schlag bei Lobositz, worauf dann die Capitulation von Pirna folgte. Was Friedrich mit Sachsens Einwilligung nicht erreicht hat, hat er wider dessen Willen erlangt. er nahm jene mil. geographische Stellung ein, welche dem Kriege seinen Charakter gab. „Sachsen und Schlesien bildeten die Stellung, die er militärisch behaupten zu können meinte.“ Die Erfolge Preußens haben zunächst zu der Umgestaltung der pol. Verhältnisse in den ersten Monaten von 1757 wesentlich beigetragen. Frankreich tritt an den Krieg heran, zunächst in der Hoffnung, die öst. Niederlande für die Bourbons zu gewinnen, in ähnlicher Weise wird Schweden gewonnen und durch förmliche Staatsbeschlüsse wird Friedrich zu einem Feinde des russischen Reiches erklärt. Elisabeth denkt an den Besitz Curlands, dafür soll die alte Lehensherrlichkeit Polens über Preußen wieder hergestellt werden. Ja bei Maria Theresia kann eine Zeit hindurch die Idee festen Fuß fassen, Preußen dann einem Sprossen ihres Hauses zuzuwenden, aber auch von der anderen Seite geschieht das Möglichste; es ist jedenfalls ein bemerkenswerther Umstand, daß der König von England und Herrscher in Hannover dahin gebracht wird, den hannoverschen Gesichtspunkt hintanzusetzen, der natürlich eher auf eine Schwächung als auf eine Stärkung Preußens hätte gehen müssen. Nun gehen die einzelnen Details des Krieges an unseren Augen vorüber; mit der ihm eigenen Gestaltungsgabe weiß Ranke Licht und Schatten in schönster Weise zu vertheilen, die wichtigen Partien in die Mitte zu stellen und selbst den bekannten Verhältnissen neue Seiten abzugewinnen. Die Person des großen Königs bildet den Mittelpunkt. Wir sehen ihn mit großer Vorsicht in den Kampf gehen. Vor seinem Auszuge hat er Instructionen gegeben, die wie ein letzter Wille aussehen, ehe man sich in eine große Gefahr begibt, um die Zukunft der Angehörigen für alle Fälle zu sichern. Mit dem vollen Bewußtsein von dem Werte der kräftigen Offensive macht der König seinen Angriff in Böhmen. Vor Prag besteht er in einem entsetzlichen Ringen den Kampf gegen Carl von Rothringen; bald wird Browne kampfunfähig, das ganze Ansehen des Feldmarschalls Schwerin gehört dazu, die weichenden Preußen zum Stehen und zum Siege zu bringen. Eine meisterhafte Charakteristik wird diesem Manne zu Theil, der zu dem Erfolg der Schlacht so wesentlich beigetragen. Trotz des Sieges ist Preußens Sache ungünstig gestellt, bei Kolin kommt es zu einer gewaltigen Schlacht, die Vorsicht Daun's, der mit wenigen Strichen prächtig gezeichnet ist, und die Uebermacht der Oesterreicher trägt den Sieg davon; sofort äußern sich die Folgen davon auf den Fortgang des Krieges, auf die allgemeinen pol. Verhältnisse und auch auf die Person des Königs.

Ueberall ist er im Nachtheil. Auch im Westen wird der Herzog von Cumberland von d'Estrees bei Hastenbeck geschlagen, die hannoversche Armee löst sich auf, die Schweden dringen vor, die Russen sind in Ostpreußen siegreich, die Oesterreicher streifen an Berlin, in Friedrichs Heeren greift die Desertion um sich, schon hält man es für möglich den König von Torgau und Dessau abzuschneiden, da kommen die Tage von Roßbach und Leuthen. Sie haben die preussische Monarchie gerettet; es ist selbstverständlich, daß die Folgen beider Siege eine weitgehende Erörterung finden. Sachsen und Schlesien, die Brustwehren seiner Vertheidigung, sind behauptet; im Feldzuge von 1757 concentrirt sich der Charakter dieses Krieges überhaupt: „Kühner Anlauf, überwältigendes Unglück, Gefahr der Existenz, aber Rettung durch Entschluß, Disciplin und Waffen; damit sind denn auch die Feldzüge von 1758—62 charakterisirt. Die Feldzüge von 1759 und 1760 haben den König zu wiederholten Malen an den Rand des Verderbens gebracht, das Bündnis zumal zwischen Oesterreich und Rußland ist er nicht im Stande zu lockern, letzteres streckt seine begehrende Hand nach Ostpreußen aus, doch immer weiß der König sich zu behaupten. „Er erschien immer an den Punkten, wo die Gefahr am größten war, allezeit zur Stelle, von keinem Unglück gebeugt, nach jedem Unfall sich wieder ermannend, unerschöpflich in kühnen Anschlägen, gleich geschickt, sich kleiner Vortheile zu bedienen und die großen Momente zu ergreifen. Sehr schön führt Ranke den Vergleich Friedrichs mit Napoleon durch: „Man vergleicht Friedrich gern mit Napoleon. Der vornehmste Unterschied zwischen ihnen möchte sein:

Napoleon war gegen alle Welt, alle Welt war gegen Friedrich. Napoleon wollte ein neues Weltreich gründen, Friedrich während des siebenjährigen Krieges sich eben nur selbst vertheidigen. Napoleon setzte ungeheure Kräfte in Bewegung; Friedrich gebot über sehr beschränkte Mittel. Napoleon focht für eine den ganzen Continent umfassende Autorität, Friedrich für seine Existenz. Friedrich sehen wir lange Jahre hindurch mit stärkeren Feinden ringen, immer am Rande des Abgrundes, der ihn zu verschlingen droht; auch Napoleon ist eine Reihe von Jahren hindurch in fortwährendem Kampf, immer jedoch in Aussicht eines bestimmten Triumphes, bis die überlegenen Weltkräfte den noch weiter Emporstrebenden mit einem Male niederwarfen. Das Erbtheil Napoleons war der militärische Ruhm der Franzosen, das Erbtheil, das Friedrich seinem Staate hinterließ, war die Rettung seines Daseins.“ Aber trotz der ungeheuersten Anstrengungen des Königs gehörte doch ein außerordentliches Ereignis dazu, um die Lage Friedrichs II. zu bessern; es ist bekannt, wie der Tod der Kaiserin Elisabeth die ganze Sachlage verändert hat. Seine Rettung aus größter Noth hat Friedrich selbst mit der Rettung Ludwigs XIV. vor dem Utrechter Frieden durch den Sturz Marlboroughs verglichen. In der That war mit dem Momente, als Rußland aus dem Bündnisse trat, die Gefahr für die staatliche Existenz Preußens beseitigt; es war die Zeit da, daß es zu Pacificationen kommen mußte. Die diplomatischen Verhandlungen treten in den Vordergrund vor den militärischen, der Friede zwischen Frankreich und England, zwischen Preußen und Oesterreich ist die Folge derselben.

Rudolf Ufnger. Die Anfänge der deutschen Geschichte. Hannover 1875. Hahn'sche Hofbuchhandlung. IX. und 285 S. 8°.

Die deutsche Geschichtschreibung mag es mit Recht beklagen, daß so viele emsige und reich begabte Talente im Beginn oder in der Blüte ihres erfolgreichen Strebens von jähem Tode ereilt wurden. Es genügt hier an Namen zu erinnern wie an die beiden Abel, Hirsch, Pabst, Jaffe u. a. Ihnen schließt sich der Rudolf Ufnger an. Auch Rudolf Ufnger gieng dahin nach schönen Anfängen, ohne seine weit umfassenden Pläne ausgeführt zu haben. Mit besonderer Vorliebe beschäftigten ihn Studien über eine Geschichte des alten Sachsens — Studien, die sich im Laufe der Zeiten allmählich erweiterten und zu einer Geschichte der deutschen Stämme, ja zu einer deutschen Geschichte überhaupt werden sollten. Ein böses Geschick hat ihn denselben entrißen. Nur der Plan derselben und ein kleiner Theil von ihnen liegt in mehr oder minder vollendeter Ausführung vor uns. Nehmen wir auch das dankbaren Herzens an. Der Plan zu seiner Arbeit, die, wie wir hier anzeigen, nicht recensieren wollen, fand sich in seinem Nachlasse vor. Prof. Waig hat sich des letzteren in liebevollster Weise angenommen und theilt auch den Plan mit, der sich auf einem Blatte vorfind. Ufnger wollte darnach die ältere deutsche Geschichte bis in die Zeiten Karls des Großen in vier größeren Abschnitten behandeln.

A) Ausbreitung der Germanen.

1. Hercynischer Wald.
2. Die Ausbreitung der Germanen vor der Ankunft Caesars in Gallien.
3. Von Caesar bis Tacitus.

B) Die Völkerschaften der Germanen.

1. Sueben.
2. Friesen.
3. Nichtsueben.
4. Römische Nichtsueben.
5. Halbgermanen (Belgen, Trevirer, Remeten, Donaugermanen; Sitze, Verfassung, Wirthschaft stets jeder Völkerschaft zugefügt.)

C) Die neuen Stämme.

1. Franken.
2. Alemannen.

3. Baiern.
4. Friesen.
5. Sachsen.
6. Thüringer.

D) Das fränkische Reich.

Aus dem ersten Abschnitte sind nur zwei Capitel (2 und 3) ausgearbeitet, welche Prof. Waitz unter dem Titel „Ausbreitung der Germanen“ zusammengefaßt und dem Drucke übergeben hat. Sie bilden den größeren Theil (185 SS.) des vorliegenden Buches und sind in 11 kleinere Abschnitte wohl gegliedert. Ufnger behandelt in denselben zunächst die ethnographischen Verhältnisse des mittleren und westlichen Europas, er gibt eine längere Ausführung über die Wohnstätte der Germanen und Kelten, über ihre gegenseitigen Berührungen, die freundlichen und die feindseligen. Sodann werden die Beziehungen Caesars zu den Germanen erörtert. Eine Reihe schöner Analogien werden hereingezogen: Schon Caesar erschien die Verletzung der Rheingränze durch die Germanen als eine Gefahr, die mit den Waffen abgewehrt werden müsse.

Die folgenden Abschnitte behandeln die Verhältnisse der Ubier und Bataver am linken Rheinufer, das Ueberschreiten der Rheingränze von Seiten der Römer, die Kämpfe des Drusus auf germanischem Gebiete, das Festsetzen der Römer in den Donauländschaften und ihre Beziehungen zu Marbod, dann die feindlichen Versuche des Tiberius gegen die Germanen, der bis an die Elbe vordrang und damit das ihm vom Augustus gesteckte Ziel erreichte. Seine Versuche, Germanien als römische Provinz zu organisieren, werden angeführt. In friedlicher Weise sollte die Organisierung erfolgen, aber Varus versuhr hierbei übereilt und unvorsichtig. Durch das römische Recht sollten nach den Worten des Vellejus Paterculus die Germanen gebeugt werden. Den Kampf des Varus mit Arminius behandelt Ufnger doch zu kurz, wiewohl er einen Entschuldigungsgrund anführt, den man gelten lassen kann: „Der Verlauf im Einzelnen ist oft besprochen, und ebenso oft wurde dann gezeigt, daß unsere Nachrichten unzureichend sind, um das große Ereignis zu erklären.“ In den letzten Abschnitten werden die Unternehmungen und Geschicke des Arminius besprochen. Allmählich hören auch die Eroberungszüge der Römer auf. Durch starke Wehren suchen sie ihren Besitz zu schützen. Mit den zutreffenden Worten: „das Werk des Tacitus ist gewissermaßen ein Abschluß der bisherigen Bestrebungen und ein Referat über das wissenschaftliche Ergebnis derselben“ schließt Ufnger seine Ausführungen. So genau und kritisch dieselben auch bis in die kleinsten Details ausgeführt sind, so warm auch der Ton der Darstellung ist, so ersichtlich auch die große Hingebung ist, welche Ufnger dem Gegenstande gewidmet hat, so ist es doch auf das lebhafteste zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht gegönnt gewesen, die bessernde oder vielmehr die glättende Hand demselben zu widmen. Daß dieselbe gefehlt hat, ist deutlich zu erkennen. Aphoristische Bemerkungen und Sentenzen geben der Darstellung etwas Skizzenhaftes — es fehlt die Abrundung. An das eigentliche Werk schließen sich einzelne Ausführungen an über das Bergland, welches die Gränzen der Germanen nach Süden hin bezeichnet — den hercynischen Wald, über die frühere Ausbreitung der Kelten nach Osten und Norden, über einzelne deutsche Völkerschaften, und zwar über die Sueben, Cimbern, Teutonen, Sachsen und Friesen. Die Ausführungen sind durchwegs sehr umsichtig gehalten und eröffnen in ihrer klaren Darstellung eine Reihe neuer Gesichtspunkte. Dem Buche schickt Waitz einige Worte voraus, welche die Geschichte dieses Buches erzählen, und den Antheil, den er selbst an demselben genommen hat. Bis auf den Titel, der von ihm herrührt, ist Ufngers Werk getreu wieder gegeben. Alle Freunde der deutschen Geschichte werden dem Prof. Waitz für das schöne Denkmal danken, das er dem Verbliebenen in so liebevoller Weise gesetzt hat, und das Andenken des Letzteren segnen, der so viel zu unserer Belehrung und Anregung beigetragen hat.

F. Loserth.

J. Zahn: Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark bearbeitet von —. Unter Förderung seitens des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, des steierm. Landtages und der steierm. Sparcasse in Graz. Herausg. vom historischen Vereine für Steiermark. 1. Band: 798—1192. Graz, 1875.

Von den in unserer Monarchie bestehenden historischen Vereinen hat im J. 1875 jedenfalls der hist. Verein für Steiermark mit seinen Publicationen die Palme errungen. Wir wollen diese Thatsache gerne und neidlos anerkennen. Ein Theil dieser Publicationen ist bereits im 2. Hefte unserer Vereinszeitschrift nach Verdienst gewürdigt worden. Nun obliegt uns die angenehme Pflicht, die Leser der „Mittheilungen“ noch auf die wichtigste dieser Publicationen, das Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark, aufmerksam zu machen. Dasselbe gehört zu den vornehmsten diplomatischen Publicationen der letzten Jahre und gibt es gar Manches, was sich zu seinem Lobe sagen läßt.

Ein Urkundenbuch des schönen Steirerlandes zusammenzustellen war schon lange und dringend gewünscht worden. Weiters forderte zur Herausgabe eines solchen jener große Schatz an Original-Urkunden und Abschriften von solchen auf, welcher im Archive des Joanneums in Graz, nunmehr steiermärkisches Landes-Archiv, sich seit einem halben Jahrhundert angeammelt hat. Wie es nun unbezweifeltes Verdienst J. Zahn's ist, das steirische Landes-Archiv geschaffen zu haben, wobei er freilich von der Landschaft in nicht genug zu rühmender Weise mit den nötigen Mitteln unterstützt worden ist, so wird es auch für alle Zeiten sein rühmliches Verdienst bleiben, dem Lande ein Urkundenwerk gegeben zu haben, welches allen Anforderungen möglichst gerecht zu werden sucht, die man an ein solches vom dermaligen Standpunkte diplomatischer Wissenschaft zu stellen geneigt ist und wohl auch stellen muß.

Der erste Band des steiermärkischen Urkundenbuches beginnt mit den Urkunden, welche Salzburgs leitende Stellung auf kirchlichem Gebiete im Südosten Deutschlands für die Folgezeit bekräftigen (798), und endet mit den Urkunden des J. 1192, in welchem Jahre bekanntlich der letzte der Traungauischen Fürsten gestorben und dann Steiermark mit Oesterreich vereinigt worden ist. Salzburg, zu dessen Sprengel der größte Theil der heutigen Steiermark gehörte, während der geringere (südlich von der Drau) dem alten Aquileja zugetheilt war, liefert so die ältesten Urkunden für diese Sammlung. J. leitet dieselbe mit einer ausführlichen Vorrede (53 Seiten) ein, in welcher er den ersten Versuch eines steiermärkischen Urkundenwerkes, welcher an die Namen der Jesuiten S. Pusch (+ 1735) und E. Frölich (+ 1758) anknüpft, erzählt, dann eine Geschichte der Bestrebungen, deren Abschluß sein Urkundenbuch bildet, gibt, hierauf das Gebiet umschreibt, über welches Urkunden mitzuthellen sind. Er hält sich in diesem Punkte mit Recht an den heutigen Umfang der Steiermark. Hierauf constatirt er, daß von den 732 Nummern des 1. Bd. 355 erst jetzt durch den Druck bekannt werden, rechtfertigt, weshalb er einzelne Urkunden nur in zum Theile sehr kurzen Auszügen abdruckt, sowie die Einführung der Spaltendrucke bei identischen oder Vergleichsurkunden. Ferners rechtfertigt er, daß er die Salungen oder Traditionen als selbstständige Urkunden behandelt und chronologisch eingereiht hat. Diesen Traditionen — mit unbedeutender Ausnahme gehören sie sonst alle dem Stifte Admont an — schenkt J. überhaupt große Aufmerksamkeit, was um so notwendiger war, als die Original-Codices mit denselben im J. 1865 vom Feuer zerstört worden sind. Nun rechtfertigt sich J. auch darüber, weshalb er die gefälschten Urkunden chronologisch eingereiht hat, spricht sich überhaupt über die verschiedenen gefälschten, interpolirten, rescribirten und sonst verdächtigen steiermärkischen Urkunden ziemlich ausführlich aus, macht uns hierauf mit seinem Verfahren bei Wiedergabe des Textes bekannt, sowie mit seinem Vorgehen bei Anmerkungen und Noten. Er beschließt seine sehr instructive Vorrede endlich mit Aufklärungen über die von ihm zu dem Urkundenbuche gelieferten Register und mit einer Liste verschiedener Verbesserungen.

Wir gestehen nun unverholen, daß wir uns in mancher Beziehung mit den Ausführungen Zahn's nicht einverstanden erklären können, so nicht mit der Art der Wiedergabe der Urkunden-

Texte, mit der Unterlassung der Sigel-Beschreibungen u. s. w. Es ist uns jedoch nicht gestattet, näher auf diese Differenzen hier einzugehen. Darüber, wie Urkunden-Ausgaben beschaffen sein sollen, gehen eben die Anschauungen noch immer sehr weit auseinander und werden auch wol noch so lange auseinander gehen, bis mit Veröffentlichung der Ottonen-Diplome in den Monumenta Germaniae historica ein maßgebendes Muster geschaffen sein wird. Wie sehr man aber mit J. über einzelne Seiten seiner Ausgabe rechten könnte, so würde doch dadurch das Endurtheil, daß seine Urkunden-Publication den besten der bisherigen beigezählt werden muß, nicht abgeändert werden. Denn sie ist so beschaffen, daß sie für jede weitere Forschung eine möglichst zuverlässige Grundlage bildet, und das ist jedenfalls die Hauptsache. Daß es dann in einer solchen Publication, deren Material rücksichtlich der Ueberlieferung ein ungemein ungleichmäßiges ist, nicht an mancherlei Unebenheiten fehlen kann, ist selbstverständlich. Wer noch nie ein Urkundenwerk selber bearbeitet hat, hat auch keine Vorstellung von der Mühseligkeit, die mit einer solchen Arbeit verbunden ist. Wenn die Urkunden so bequem zum Gebrauche vor dem Benutzer liegen, dann wird oft genug die große Mühe des Bearbeiters nicht beachtet oder gar übersehen und lieber sich an allerlei kleinen Dingen gerieben.

Verdient die Zahn'sche Publication im Ganzen alle Anerkennung, so verdienen insbesondere die beigegebenen Register gelobt zu werden. J. bietet uns deren sechs: eine Uebersicht der Urkunden nach ihrer individuellen Zugehörung; hier zeigt sich, daß vor Allen das alte Benedictiner-Stift Admont die meisten Nummern zu steierm. Urkundenbuche beigegeben hat. Weiters eine Uebersicht der Urkunden nach den Landesbetreffen, Steiermark allein ausgeschloßen, eine Uebersicht der Fälschungen und verdächtigen Stücke, das Register der Personen und Orte, der mühsamste Theil der ganzen Arbeit, welcher vortrefflich gemacht ist, ein Register der Worte und Sachen, endlich ein Register der in dem Urkundenbuche auftretenden Personennamen oder Tauf- oder Vornamen, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt. Alle diese Register werden die Benützung des steirischen Urkundenbuches außerordentlich erleichtern und verdient beim vierten Register besonders hervorgehoben zu werden, daß wo es eben nur immer möglich war, alle in den Urkunden auftretenden Namen auf ihren heutigen Laut zurückgeführt sind und die Lage einer jeden Dertlichkeit bestimmt ist, wodurch sich dieses Register zugleich zu einem Commentar gestaltet.

Der Raum unserer literarischen Beilage gestattet es nicht, auf Einzelheiten dieses Urkundenwerkes einzugehen, wie sehr auch dasselbe zu solchen einladet. Für diejenigen aber, welche dasselbe benützen, werden einen wichtigen Behelf jene Abhandlungen bilden, welche Moritz Felicetti von Liebenfels im 9. und 10. Jahrgange der „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“ veröffentlicht hat und die die historische Topographie der Steiermark vom 8. bis zum 12. Jahrhundert in wahrhaft musterhafter Weise klar zu stellen suchen. Vortreffliche Karten sind beigegeben und dringend zu wünschen, daß der Verfasser dieser Abhandlungen sich endlich bestimmt finden möge, uns die Fortsetzung seiner ausgezeichneten Arbeit nicht länger mehr vorzuenthalten.

Neben dem Bearbeiter des steiermärkischen Urkundenbuches muß auch rühmlich derjenigen gedacht werden, welche die Herausgabe dieses trefflich ausgestatteten Urkundenwerkes gefördert haben. Wir begegnen unter ihnen auch der Sparcasse in Graz, welche dadurch ihre Gemeinnützigkeit nun auch in wissenschaftlicher Beziehung bethätigt und ein Beispiel gegeben hat, welches ebenso lobenswert als bisher einzig dasteht und auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdient. Das steiermärkische Urkundenbuch, dem wir eine recht rasche Fortsetzung wünschen, möge aber auch in anderen Ländern unseres Kaiserstaates, denen es noch an allgemeinen Urkundensammlungen mangelt, zur Unternemung solcher anregen, namentlich auch in unserem böhmischen Vaterlande, welchem es leider noch immer an einem codex diplomaticus gebricht. Es gereicht dem reichen Lande wahrlich nicht zum Ruhme, daß es noch immer dieser wichtigen Grundlage seiner Geschichte ermangelt; möge daher bald an die Herstellung einer solchen, welche allen wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entspricht, gegangen werden! M. P a n g e r l.

Monumenta ecclesiae Strigoniensis iussu et sumptu eminentissimi et reverendissimi domini Joannis cardinalis Simor principis primatis, archiepiscopi Strigoniensis ordine chron. disposuit dissertationibus et notis illustravit Ferdinandus Knauz. Tomus primus ab anno 979—1273. Strigonii 1874. pp. 688. 4^o. cum 6 tabulis lithographicis et 16 sigillis ligno incisus.

Der bekannten Liberalität des Cardinals Simor und dem rastlosen Fleiße des um die Erforschung der Geschichte Ungarns hoch verdienten Gelehrten, des Graner Domherrn Knauz verdanken wir den vorliegenden ersten Band eines in jeder Beziehung monumentalen Werkes — der *Monumenta ecclesiae Strigoniensis*; dieselben sollen in 6—8 Bänden bis zum Jahre 1526 reichen. Wenn man die hohe Stellung berücksichtigt, welche die Graner Kirchenfürsten von jeher in Ungarn besaßen, und den Einfluß erwägt, welchen sie auf die Geschichte Ungarns genommen haben, dann wird man den großen Werth der Quellen ermessen können, welche aus dem reichhaltigen, aber noch lange nicht vollkommen ausgebeuteten Primatialarchive stammen. Schon der vorliegende erste Band, der die Entwicklung des Graner Erzbisthums bis zum Jahre 1273 führt, verbreitet über viele bisher nicht völlig aufgeklärte Punkte der älteren ungarischen Geschichte helles Licht. Fünf und zwanzig Kirchenfürsten des Graner Erzbisthumes sind es, von deren Wirksamkeit und Lebensverhältnissen uns umfassende Berichte gegeben werden. Das gesammte historische Material, Urkunden im weitesten Sinne und Berichte zeitgenössischer Chronisten werden hiebei in Betracht gezogen. Auf diese Weise erhalten wir nun endlich eine kritisch gestützte Darstellung der älteren Geschichte des ungarischen Primates. Die Verdienste des Herausgebers fallen sofort in's Auge, wenn man die Listen der Graner Erzbischöfe, wie wir dieselben bei früheren Historikern finden, mit den vorliegenden vergleicht. Einzelne Namen werden hier zum ersten Male historisch festgestellt, wie z. B. der des ersten Graner Erzbischofes Astrik oder Athanasius oder des Erzbischofs Makarius; andere Namen, wie der des sel. Sebastian sind hist. nicht zu erweisen gewesen. Zahlreiche Fehler in der Chronologie lassen sich nun durch Knauz' Forschungen beseitigen.

Einzelne Partien des vorliegenden Bandes haben auch für die böhmische Geschichte ein nicht unbedeutendes Interesse, wie wohl wir eine größere Ausbeute erst aus dem zweiten erwarten dürfen, welcher die Geschichte der Jahre 1273—1330 umfassen soll. Wir dürfen also so manche neue Gesichtspunkte über den Thronstreit in Ungarn und die Beziehungen dieses Landes zu Böhmen erwarten. In dem vorliegenden Bande tritt uns sofort die Persönlichkeit des ersten Graner Erzbischofes Astrik oder Athanasius entgegen. Seine Persönlichkeit ist nun historisch festgestellt, während man in früheren Darstellungen andere Namen für den ersten ungarischen Metropolitens findet. Astrik war aus dem vornehmen böhmischen Geschlechte der von Vidic; wie Herr Knauz nachweist, war er ein um mehrere Jahre älterer Bruder des hl. Adalbert, mit dessen Schicksalen das seinige vielfach verflochten ist. Darnach sind also die diesbezüglichen Angaben Palackýs und Dudík's zu berichtigen. 993 war er der erste Abt im Kloster zu Brewnow; als dann über seine ganze Familie die traurigen Zeiten der Verfolgung hereinbrachen, gieng er nach Ungarn. Dort ist er als erster Kirchenfürst des Landes im Jahre 1036 gestorben. Für die böhmische Geschichte sind noch die Beziehungen Adalberts zu Ungarn überhaupt hervorzuheben. Als einige Stücke, welchen freilich nicht dieselbe Bedeutung zukömmt, sind zu nennen die Nummern 29, 33, 53, 132, 152, 757 und 769.

Der 1. Band der *Monumenta* ist mit seltener Freigebigkeit ausgestattet. Im Texte finden sich 16 Siegel abgedruckt, und am Schluß finden sich auf 6 Steindrucktafeln 30 Schriftproben, 6 Siegelabdrücke und der Plan der alten Kathedrale. Der größte Theil der Urkunden ist dem Primatialarchive entnommen, dann dem Archive des Preßburger Domcapitels, dem Wiener k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive, dem kgl. ungarischen Kammerarchive, dem Palatialarchive und den Archiven des Nationalmuseums und der kgl. ung. Akademie. Die Urkunden sind durchgängig mit palaeographischer Genauigkeit wiedergegeben. In dem Commentar, welcher den einzelnen Urkunden beigegeben ist und der sich zumeist auf locale und historische Erläuterungen

bezieht, finden wir nicht bloß die gesammte ältere Literatur verwerthet, sondern es sind auch die neuesten Forschungen, namentlich die Deutschlands und Oesterreichs für die Untersuchung herangezogen. Besonders dankbar muß man aber dem Herausgeber der Monumenta für den Umstand sein, daß er für seine Erläuterungen die lateinische Sprache an Stelle der ungarischen gewählt und das Werk auf diese Weise einem größeren Kreise zur Benützung zugänglich gemacht hat. Wir wünschen dem Herausgeber recht viel Muße für seine weiteren umfangreichen Arbeiten und sehen der Veröffentlichung derselben mit vieler Spannung entgegen. th.

Vom Büchertische der schönen Literatur.

Mit einer nicht zu unterschätzenden Selbstthätigkeit beweisen sich auf dem Lande einige Verlagshandlungen rühriger, als sonst. Da ist es vor Allem Karlsbad, das uns einige literarische Gaben bringt. Hanns Feller, dortselbst auf dem monographischen und topographischen Gebiete thätig, indem er uns in kurzer Frist „die Ruine Engelsburg“ und die „Geschichte des alten Schlosses Petschan, aus der Feder Friedrich Bernaus gebracht,“ und eine „Chronik Karlsbads,“ das posthume Werk M. E. Löws herausgegeben, verlegte auch auf rein belletristischem Felde „Gedichte von Edward“ — hinter welchem Pseudonym wir die Muse eines der gesuchtesten und geachtetsten Karlsbader Aerzte geborgen sehen. Der Name Edward kam uns ab und zu in heimischen Sammlwerken vor; wir finden nun Poetisches von ihm in einem netten 111 Seiten fassenden Büchlein gesammelt. Es strömt uns aus diesen Gedichten ein feingebildeter Geist und eine vornehme Menschennatur entgegen. Wir fragen zwar bei einem Poeten gewiß nicht in erster Reihe, zu welchen Philosophemen er sich bekenne, wie er in Glaubenssachen denke und welcher Sekte er angehöre. Die Poesie an sich ist uns nur von Bedeutung. Es mag uns darum nicht beirren, daß dieser Dichter als Philosoph Pantheist und in seiner Lebensanschauung ein treuer Anhänger der pessimistischen Schule Arthur Schopenhauers geworden ist. Auch diese Grundtöne müssen bei dem Dichter eine Berechtigung haben. Von tüchtigerem Gedankengehalt bezeichnen wir die erste Abtheilung der Gedichte gemischten Inhalts, in welcher aber ein gewisser pessimistischer Grundton vorherrscht.

Dem reinen Lyriker stehen rechte elegische Töne der Wehmuth zu Gebote und hier offenbart er eine Gestaltungs-gabe ursprünglicher Natur, die jedoch häufig an die Vorbilder Götthe's und Haine's erinnert.

Sogar in die Gestaltung der lyrischen Ballade schiebt sich bei Edward der pessimistische Grundton ein. Dieses erzählende Gedichtchen heißt „das Glück.“

Es zogen in die Fremde drei junge Burschen aus. Der Erste schwärmte für der Liebe Glück, der Zweite für des Ruhmes Glück, der Dritte für des Goldes Glück. Und als sie wieder zusammenkamen, der Dichter sprach die drei Jungen als Greise und hielt auf ihre Offenbarungen ein Stück, da sagten ihm alle Drei unter Anderm, „es gäbe auf Erden — kein Glück!“

In der zweiten Abtheilung ermannt sich aber der Dichter zu einigen Freudenergüssen, da erscheint er uns als Erotiker bald wehmüthig, bald sinnlich heiter. Mancher anakreontische Ton steht ihm recht gut an und es fehlt nicht an einigen Zweistrophen = Gedichtchen voll Zauber und Grazie.

Und abermals ist es eine kleine Sammlung hübscher Gedichte, welche in Karlsbad bei den Brüdern Taschler im Jahr 1875 gedruckt, von dort aus zum ersten Male in die Welt flattert. Ihr Verfasser ist ein Prager junger Poet, Namens Otto Vohr, der seine ersten poetischen Erzeugnisse im Selbstverlag erschienen ließ. Vohr ist ein interessanter Poet. Weiß er auch nicht allzugewaltige, stark packende Töne seiner zartbesaiteten Lyra zu entlocken, so gelingt ihm doch manch anmüthiger Zitherklang und namentlich für die lyrische Ballade — im Gegensatz zur historischen — und für das humoristische Genre erscheint er im hohen Grade befähigt.

Ich habe Lohrs Muse interessant genannt. Dies Interesse entspringt vorzugsweise aus dem Kontraste einer zwiespältigen Natur, von welcher die Anschauung des Poeten angehaucht ist. In einem Winkel seines Herzens ist der junge Poet nach den Traditionen der Schwäbischen Schule noch in einem ziemlich hohen Grade Romantiker. Er schwärmt für Schlösser und Nonnenklöster, für Seen im verborgenen Waldesdunkel, für stille, einsame, verkannte Naturen, für's Wandern, für Abschied und Wiedersehen, für den Weihnachtsabend — es liegt ihm also einerseits das romantische, wie das idyllische Element gleich nahe, andererseits berührt ihn aber geradezu aufregend der heiße Athemzug der neuen Zeit, die moderne Sägung mit all ihrem Reinigungsprozesse der jungen Tendenzen.

Er plaidirt daher bei dem Anblick schwärmerisch-süßer Nonnengestalten für die Aufhebung des Cölibates, bei dem Anblick der „alten Jungfer“ für ihr sociales Recht. Die herrliche Pietät an die Allerseelenfeier hat sich der jugendliche Poet aus seinen Knabenjahren bewahrt, aber er ist jetzt nicht mehr so frommgläubig, das Allerseelenfest in seiner unmittelbaren kirchlichen Bedeutung zu feiern. Er träumt daher in seinem Gedicht: „Allerseelen“ von der hübschen Idee, die Blumen ein Allerseelenfest feiern zu lassen. Er stellt sich in seinem „Glaubensbekenntniß“ schon auf einen epikuräischen Standpunkt, indem er sich die „Ewigkeit“ an „Liebchens Brust“ gefallen läßt.

Die Sammlung Lohrs enthält auch zwei allerliebste humoristische Gedichte, das eine ist ein verbuhlte „Seehundsballade,“ sie lehnt sich noch vorwiegend an die Hein'sche Schablone. Dagegen weitaus selbstständiger tritt uns des Dichters Humor in „Erösus und Solon“ entgegen, einer köstlichen travestieartigen Anwendung moderner Zustände auf eine althellenische Anekdote. Ein kaustischer Eindruck, der selten auf den Leser seine Wirkung verfehlen wird, und der von den pikantesten Stichen begleitet wird, prägt sich bleibend dem Sinne bei diesem Gedicht ein, wenn Tullus uns als „Stadtfeldwebel“ erscheint, wenn die opferfreudigen Söhne Biton und Kleobis eine Mutter besitzen, welche „setzte gerne“

„In die Lotterie, die kleine,
Jede Ziehung Ambo-Terne,“

und wie endlich, als sie gebredlich ward, die Brüder freudig die Nummern der Mutter zur Kollektur trugen. Nicht minder ergötzlich ist's, wenn endlich Solon der Weise, nachdem er dem Erösus weidlich die Wahrheit vorgezeigt, —

„Rasch entschlipft und weise kluge
Fährt von Sardes fort nach Smyrna
Mit dem nächsten Bummelzuge.“

Die feine Komik ist eigentlich Lohrs Domain. Für die ernste Lyrik besitzt er geringe Energie des Gefühles und seine poetischen Formen sind in Hein'scher Weise nur flüchtig hingeworfen. Auf künstlichere Reimverschlingung, Platinische Ausfeilung hat er bisher kein Augenmerk. Er reimt auch meist nur alternativ, und läßt die 2. und 4. Zeile fast durchgängig reimlos stehen.

Den kräftigsten lyrischen Schwung erreicht Lohr in jener Abtheilung, welche „Walachische Weisen“ überschrieben ist, denn hier paart sich Frische der unmittelbaren Empfindung mit Frische der Naturbetrachtung, einige dieser Gesänge und Schilderungen haben ein wahrhaft volkstümliches Kolorit.

Karl Viktor Ritter von Hansgirk.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Gustav E. Raube.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

IV.

1875/6

I.

Geschichte.

Dr. Johann Loserth: Die Königsaaler Geschichts-Quellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag. Herausgegeben von —. Wien, 1875. Bildet den 8. Bd. der 1. Abtheil. der von der kais. Akademie hgg. Fontes rerum Austriacarum.

Die im vorigen Jahrgang dieser Blätter (S. 30) in Aussicht gestellte neue Ausgabe jener Gruppe der vaterländischen Geschichtsquellen, welche im vormaligen Cistercienser-Stifte Königsaal entstanden und durch den ehrwürdigen G. Dobner als *Chronicon Aulae regiae* bekannt geworden ist, ist nun erschienen und gereicht es dem Referenten zu nicht geringer Freude, die in der handsamen Form der Fontes erschienene Ausgabe an dieser Stelle rühmlich anzeigen zu können.

Was L. über Entstehung, Bestandtheile, die Verfasser und handschriftliche Ueberlieferung der Königsaaler Geschichtsquellen, für welche beiläufig gesagt vielleicht die herkömmliche Bezeichnung „Königsaaler Chronik“ besser beibehalten worden wäre, in der 1873 erschienenen Abhandlung ausführlich dargelegt hat, wiederholt er in der Einleitung zu dieser Ausgabe in der Hauptsache und fügt auch einige Ergänzungen und Erörterungen hinzu. So ist er der Ansicht, daß des Abtes Peter hartes Urtheil über K. Johann erst nach dem Tode Peters ausgestrichen und zum Theile ausradirt worden, und weist nach, daß die Königsaaler Geschichtsquellen bereits zu Lebenszeiten des genannten Abtes bekannt waren und auch benützt worden sind.

In der Einleitung handelt aber L. dann auch ausführlich von den Lebensverhältnissen und der literarischen Thätigkeit des Domherrn Franz und von dem Werte oder vielmehr großem Unwerte des *Chronicon Francisci*. Franz, dessen Geburtsort wahrscheinlich Prag und der durch Herkunft wie Gesinnung Tscheche war, im J. 1362 aber als Dompropst sowie als geachteter und angesehenen Mann das Zeitliche gesegnet hat, besaß für Geschichtschreibung ebenso wenig Sinn als Begabung. Sein Bischof Johann von Draschitz wünschte eine Fortsetzung der Chronik der Prager Domherrn, welche bis zum J. 1284 geführt war; dem Bischofe zu Gefallen schrieb Franz also diese Fortsetzung, wobei er vornehmlich die Königsaaler Geschichtsquellen ausschrieb, und konnte sie bereits zwei Jahre nach dem Tode des Abtes Peter von Königsaal dem Bischofe überreichen. Die so von Franz hergestellte Chronik hätte dann allerdings unschwer fortgesetzt werden können, doch that Franz das nicht, da er nach dem 1343 erfolgten Tode des Bischofs Johann, dem allein zu Liebe er geschrieben, sofort die Feder niederlegte. Erst auf Karls IV. Wunsch nahm er dieselbe neuerdings zur Hand und redigirte seine Compilation zum zweitenmal, welche Redaction er zwischen 1353—1355 dem Könige überreichte.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIV. Jahrg.

IV.

1875/6

I.

Geschichte.

Dr. Johann Loserth: Die Königsaalcr Geschichts-Quellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag. Herausgegeben von —. Wien, 1875. Bildet den 8. Bd. der 1. Abtheil. der von der kais. Akademie hgg. Fontes rerum Austriacarum.

Die im vorigen Jahrgang dieser Blätter (S. 30) in Aussicht gestellte neue Ausgabe jener Gruppe der vaterländischen Geschichtsquellen, welche im vormaligen Cistercienser-Stifte Königsaal entstanden und durch den ehrwürdigen G. Dobner als Chronicon Aulae regiae bekannt geworden ist, ist nun erschienen und gereicht es dem Referenten zu nicht geringer Freude, die in der handsamen Form der Fontes erschienene Ausgabe an dieser Stelle rühmlich anzeigen zu können.

Was L. über Entstehung, Bestandtheile, die Verfasser und handschriftliche Ueberlieferung der Königsaalcr Geschichtsquellen, für welche beiläufig gesagt vielleicht die herkömmliche Bezeichnung „Königsaalcr Chronik“ besser beibehalten worden wäre, in der 1873 erschienenen Abhandlung ausführlich dargelegt hat, wiederholt er in der Einleitung zu dieser Ausgabe in der Hauptsache und fügt auch einige Ergänzungen und Erörterungen hinzu. So ist er der Ansicht, daß des Abtes Peter hartes Urtheil über K. Johann erst nach dem Tode Peters ausgestrichen und zum Theile ausradirt worden, und weist nach, daß die Königsaalcr Geschichtsquellen bereits zu Lebenszeiten des genannten Abtes bekannt waren und auch benützt worden sind.

Zu der Einleitung handelt aber L. dann auch ausführlich von den Lebensverhältnissen und der literarischen Thätigkeit des Domherrn Franz und von dem Werte oder vielmehr großem Unwerte des chronicon Francisci. Franz, dessen Geburtsort wahrscheinlich Prag und der durch Herkunft wie Gesinnung Tscheche war, im J. 1362 aber als Dompropst sowie als geachteter und angesehenener Mann das Zeitliche gesegnet hat, besaß für Geschichtschreibung ebenso wenig Sinn als Begabung. Sein Bischof Johann von Draschitz wünschte eine Fortsetzung der Chronik der Prager Domherrn, welche bis zum J. 1284 geführt war; dem Bischofe zu Gefallen schrieb Franz also diese Fortsetzung, wobei er vornehmlich die Königsaalcr Geschichtsquellen ausschrieb, und konnte sie bereits zwei Jahre nach dem Tode des Abtes Peter von Königsaal dem Bischofe überreichen. Die so von Franz hergestellte Chronik hätte dann allerdings unschwer fortgesetzt werden können, doch that Franz das nicht, da er nach dem 1343 erfolgten Tode des Bischofs Johann, dem allein zu Liebe er geschrieben, sofort die Feder niederlegte. Erst auf Karls IV. Wunsch nahm er dieselbe neuerdings zur Hand und redigirte seine Compilation zum zweitenmal, welche Redaction er zwischen 1353—1355 dem Könige überreichte.

Wenn der Domherr Franz auch nicht als ein Plagiator in unserem Sinne anzusehen ist, so erscheint sein Werk doch auch ohne jeden eigentümlichen Wert. Franz hat nicht einmal, indem er das Werk der Königsaal'er Aebte Otto und Peter ausgeschrieben, die Fehler in deren Darstellung verbessert und rücksichtslos einzelne zu Gunsten des Prager Bistums lautende Sätze eingeschoben. Aber seine Arbeit hat doch insoferne große Bedeutung erlangt, als sie das Mittel geworden ist, durch welches der wertvolle Inhalt der Königsaal'er Aufzeichnungen in spätere Geschichtswerke übergegangen ist. Wegen seiner größeren Kürze haben nämlich spätere Geschichtsschreiber lieber zu dem Werke des Domherrn Franz als zu dessen Hauptquelle aus Königsaal gegriffen.

L. hat die Kompilation des Domherrn Franz als Fortsetzung der Königsaal'er Geschichtsquellen aufgefaßt und daher mit denselben zugleich herausgegeben, natürlich mit Weglassung alles dessen, was Franz einfach nachgeschrieben hat. Was aber die Ausgabe der beiden Quellen anbelangt, so muß sie im Allgemeinen als eine recht gelungene bezeichnet werden, wofür insbesondere von den böhmischen Geschichtsforschern dem Herausgeber der wärmste Dank und Anerkennung gezollt werden müssen. Weil jedoch mit solchen und ähnlichen Anerkennungen keinem Forscher auf die Länge der Zeit gedient sein kann, so mag lieber der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß dem Herausgeber auch recht bald jene äußerliche Anerkennung zu Theil werden möge, welche ihn in die Lage versetzt, noch mehr und mit noch größerem Erfolge als bisher der böhmischen Geschichte nützen zu können.

—sp—

Dr. Richard Brendel. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag den 8. November 1620, eine Quellenuntersuchung. Halle, 1875.

Keine Schlacht hat für die böhmische Geschichte eine solche Bedeutung, wie die, welche den 8. November 1620 am weißen Berge bei Prag stattgefunden hat. Durch den Sieg der kaiserlichen und ligistischen Truppen in dieser Schlacht wurde die tschechische Adels Herrschaft und zugleich auch die staatliche Selbständigkeit Böhmens für immer vernichtet und Böhmen ist seit dieser Zeit eine Provinz der österreichischen Monarchie.

Dr. Richard Brendel hat nun über diese Schlacht nach den besten Grundsätzen der historischen Wissenschaft eine Quellenuntersuchung verfaßt. Im ersten Abschnitte derselben führt er die einzelnen Quellen auf, sucht die Verfasser derselben namhaft zu machen und untersucht ihren historischen Werth und ihre Verwandtschaft untereinander. Dr. Richard Brendel theilt die Quellen in vier Gruppen ein und zwar a. in unmittelbare Ueberreste, b. in Briefe, c. in Flugschriften, und d. in gleichzeitige Schriftsteller, welche von der Schlacht Meldung thun. Zu den unmittelbaren Ueberresten zählt der Verfasser das Protokoll über eine Sitzung des böhmischen Kriegsrathes, welche in der Nacht vom 8. zum 9. November 1620 unter dem Vorsitze des Erasmus von Tschernnimmel abgehalten wurde, und eine im kaiserlichen Reichsfinanzarchive zu Wien befindliche Rechnung, in welcher diejenigen kaiserlichen Regimente aufgeführt werden, die an der Schlacht theilgenommen haben. Die Briefe gruppirt der Verfasser je nach der Parteilichkeit ihrer Schreiber, in böhmisch-pfälzische u. bairische. Kaiserliche Briefe kann derselbe leider keine nachweisen, da der Bericht des Feldherrn Buquoy an den Kaiser sich nicht erhalten hat. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind unter den böhmisch-pfälzischen Briefen, deren der Verfasser uns sieben aufführt, der Bericht Anhalts vom 1. Jänner 1621 und die f. g. Relatio hostium, die eine genaue Schlachtschilderung von böhmischer Seite enthält. Bairische Briefe kennt der Verfasser acht. Jedoch sind sie für die Geschichte der Schlacht von keiner hervorragenden Bedeutung und zeigen untereinander eine große Verwandtschaft. Unter den Flugschriften, die wieder nach der Parteinahme ihrer Verfasser eingetheilt werden und deren uns nicht weniger als drei und zwanzig erhalten sind, ist das von bairischer Seite ausgegangene f. g. Oberensische „Journal“ von großem Werthe, weil, wie uns Dr. Brendel nachweist, der Verfasser dieser Flugschrift oder der Verfasser seiner Vorlage sich bei der Arnee befunden und Tag für Tag seine Aufzeichnungen

gemacht hat und wir also in derselben ein „Kriegstagebuch vom bairischen Standpunkt“ vor uns haben.

Auf die vierte Gruppe der Quellen, auf die gleichzeitigen Schriftsteller übergehend, bespricht der Verfasser zuerst die s. g. historischen Relationen, welche von unternehmenden Buchhändlern der damaligen Zeit gewöhnlich in halbjährigen Zwischenräumen publicirt wurden. Dieselben haben aber, wie der Verfasser nachweist, für die Geschichte der Schlacht am weißen Berge gar keinen Werth, da sie sich nur als ein „loses Flickwerk aus Flugschriften“ erweisen. Sogar die *Acta Bohemica*, die 1619—1622 in sechs Quartbänden erschienen sind und uns nur böhmische Angelegenheiten melden, sind nur aus Flugschriften zusammengetragen. Besonders interessant ist aber in Bezug auf unsere Schlacht der Nachweis der Quellen, welche der Schilderung derselben in dem allgemein bekannten „*Theatrum Europæum*“ zu Grunde liegen. Wie der Verfasser uns zeigt, ist dieselbe eine Compilation aus schon vorher gedruckten Briefen und Flugschriften und „kann weder für den Text noch für die Karten einen historischen Werth beanspruchen.“ (Seite 35.) Die werthlosen Karten des *Theatrum Europæum* finden sich auch wieder in dem zu Ende des dreißigjährigen Krieges erschienenen und gewiß in vielen Bibliotheken vorhandenen Werke des Vielschreibers Lotichius „*Rerum Germanicarum*“ libri 55. (Frankfurt 1646 ff.) Auch die berühmten *Annales Ferdinandeae* von Rheinbiller schließen sich „für die Ereignisse bei Prag fast wörtlich“ an das oben erwähnte Journal an. Nur das Werk des Andreas ab Habernfeld, *Bellum Bohemicum, Lugduní Batavorum* 1646 ist unter den Schriftstellern von „etwas selbstständigem Werthe.“ Derselbe hat sich nämlich am Tage der Schlacht in der Umgebung des Winterkönigs befunden, sucht aber in seiner Schrift den König Friedrich und seine Truppen zu vertheidigen und alle Schuld an der Niederlage auf die königlichen Rätthe, die Führer und ganz besonders auf Christian von Anhalt zu schieben.

Im zweiten Abschnitte stellt nun der Verfasser den Thatbestand der Schlacht fest, welche Feststellung von allen Schriftstellern, welche sich in der Zukunft mit dieser Schlacht beschäftigen werden, zur Grundlage ihrer Darstellung wird genommen werden müssen. Wünschenswerth wäre es nur gewesen, wenn der Verfasser seinem Werke auch eine Karte, auf der die Vertlichkeit des Schlachtfeldes und der Schlachtplan zu finden gewesen wäre, beigegeben hätte. Hoffen wir, daß diese Schrift besonders jüngere Historiker dazu anregen wird, auch andere wichtige Ereignisse des 17. Jahrhunderts in ähnlicher Weise zu bearbeiten.

A. Mörath.

P. Benedikt Braunnüller O. S. B. Der Natterberg (I. Abtheilung); Beiträge zur Geschichte des östlichen Donaugaus und der Grafen von Bogen (Natterberg II); Die lob samen Grafen von Bogen (Natterberg III); Die bescholtene n Grafen von Bogen (Natterberg IV); Programm zu den Jahresberichten über die Studienanstalt im Benediktiner-Stifte Metten für die Studienjahre 1871/2, 1872/3, 1873/4 und 1874/5.

Im östlichen Donaugau herrschte besonders zur Zeit der Völkerwanderung und der Kreuzzüge ein reges Leben und in der letzteren Zeit beherrschte diesen Gau ein mächtiges Geschlecht, das der Grafen von Bogen. P. Benedikt Braunnüller hat es nun in einer Reihe von Programmen der Studienanstalt zu Metten unternommen, uns die Geschichte jenes Gaus von den ältesten Zeiten an und insbesondere die der Grafen von Bogen zu schildern. Er gibt uns zuerst eine ausführliche topographische Schilderung des Natterberges, der einer der Sitze der Grafen von Bogen gewesen ist, und seiner Umgebung. Nachdem uns der Verfasser so mit der Gegend, deren Geschichte er uns erzählen will, genau bekannt gemacht hat, entrollt er uns ein lebendiges Bild, wie es zur Kelten- und Römerzeit im östlichen Donaugau ausgesehen hat. Obwohl der Natterberg erst um das Jahr 1150 in den Urkunden vorkommt, so war er doch, nach den auf ihm noch erhaltenen baulichen Ueberresten zu urtheilen, schon zur Römerzeit besetzt und bewohnt. Der Verfasser fügt seiner Schilderung auch eine Karte des Donaugaus und des Natterberges sowie eine Abbildung des letzteren vom Jahre 1720 und einen Abriß desjenigen Theiles der

tabula peutingeriana, der unsere Gegend darstellt, bei. Nach der Schilderung der Schicksale unseres Gauces während der Völkerwanderung, in der Agilolfinger- und Karolinger Zeit, und unter den den Karolingern folgenden deutschen Königen bis 1056 geht der Verfasser auf die Geschichte der Grafen von Bogen über, die e. 1056 zum ersten Male in der Geschichte auftreten. Dieselben hatten das Comitatus im östlichen Donaugau inne. Eine Linie derselben verwaltete auch die Regensburger Domvogtei. Ihre Hauptsitze waren Windberg, Bogen und Natterberg, wo sie einen fürstlichen Hofhalt entfalteten. Der Verfasser bespricht zuerst das Haus der Bogner und seine Aemter im Allgemeinen, erzählt die Geschichte derjenigen Linie, die die Regensburger Domvogtei inne hatte und welche 1148 ausstarb und geht dann auf die Geschichte der Hauptlinie über, welche er in zwei Hauptabschnitte eintheilt, in die der „lobsamem“ und in die der „bescholtenem“ Grafen von Bogen. Die älteren Grafen von Bogen zeichneten sich durch ihren frommen Sinn aus, sie stifteten auch auf einem ihrer Sitze, nämlich auf Windberg ein Kloster. Daher nennt sie der Verfasser die „Lobsamen.“

Für uns dürfte es besonders interessant sein, zu erfahren, daß Graf Aschwin von Bogen (t. c. 1102) sich durch die tapfere Vertheidigung des Donaugauces gegen die einfallenden Tschachen einen Namen erworben hat und deswegen noch heute in der Volksfage lebt. Eine Tochter dieses Grafen, Namens Liutgard, wurde sogar die Gemahlin des Herzogs Bretislav von Böhmen.

Die beiden letzten Grafen von Bogen haben sich durch ihren wilden und gewaltthätigen Sinn keinen guten Ruf erworben. Der Verfasser behandelt daher ihre Geschichte unter dem Titel „die der bescholtenem Grafen.“ Besonders die Kirchen und Klöster des Donaugauces hatten unter ihren Fehden sehr viel zu leiden. Der vorletzte Bogner, Graf Adalbert III. war mit Lodomia, der Tochter des Böhmenkönigs Friedrich vermählt. Mit dem Sohne dieser beiden, dem Grafen Albert IV. starb im Jahre 1242 das Geschlecht der Bogner aus und die Wittelsbacher erbten ihre Grafschaft, über welche sie noch heute herrschen.

P. Brannmüller hat bei dieser Abhandlung die besten Quellenangaben und alle bisher erschienenen Bücher, welche die Geschichte des östlichen Donaugauces behandeln, gewissenhaft zu Rathe gezogen und diese seine Arbeit kann als Muster für alle diejenigen, welche Localgeschichte schreiben wollen, anempfohlen werden.

A. Mörath.

Arnold Freiherr von Weyhe-Gimke: Karl Bonaventura von Longueval Graf von Buquoy, Ketter der Habsburgisch-Oesterreichischen Monarchie. Eine Episode aus dem dreißigjährigen Kriege. Quellenstudie aus dem Schloßarchive zu Grazen. Wien, 1876.

Warum hat der Verfasser nicht gleich an die Stirne seiner Arbeit drucken lassen: der viermalige Ketter der H. Monarchie? denn nicht weniger als viermal, so hat der Verfasser herausgerechnet, ist die Monarchie von seinem Helden gerettet worden. Wenn ein tapferer Soldat seine Pflicht und noch etwas mehr thut in der Zeit der Not und der Gefahr, so ist er noch kein Ketter der Monarchie, besonders zu einer Zeit, wo ein so thatkräftiger Monarch wie Ferdinand II. auf dem Throne sitzt. Die Superlative werden bei unserem Verfasser stehende Attribute; wie sein Ottavio Piccolomini, so ist auch sein Bonaventura Buquoy die Spitze alles Heldenthums. Welche historische Studien der Herr Baron noch sonst über diese Zeit getrieben, das geht aus seinen Citaten hervor, er nennt „Sporschil, Geschichte Oesterreichs!“ Gegenüber der ungemein gepriesenen Uneigennützigkeit des Helden nimmt sich die Rechnungskunst des Verfassers recht sonbar aus. Er ist nämlich wiederholt in der Lage versichern zu müssen, daß die confiscierten Herrschaften Grazen o. eine zu geringe Belohnung gegenüber den wunderbaren Thaten und Opfern des Grafen sind, er rechnet dem Fiscus mit Genugthun vor, daß er dem gräflichen Hause 3.246.000 Gulden schuldig sei, da die Herrschaften in Böhmen zu jener Zeit keinen Wert gehabt. „Ich wiederhole es nochmals, so lange obige Schenkung nicht bezahlt ist, kann von einer Belohnung der Thaten des großen Feldherrn keine Rede sein.“ Alle Achtung vor der sonst ehrenfesten und wackeren Gesinnung des Verfassers; diese allein aber befähigt noch nicht

zum Historiker; dazu kommt noch eine Leidenschaftlichkeit der Darstellung gegen politische oder andere Gegner, die einer ruhigen Darlegung nicht geizt. Wenn Seite 9 und 10 alle die adeligen Herren aufgezählt werden, die als Zeugen bei der Hochzeit seines Helden waren und wir erfahren, daß das Banket von Graf Ludwig Bigbia ausgerichtet wurde, so wird auch das beste Material in solcher Weise behandelt wertlos. Ein solches Charakterbild führt man ganz anders aus, um Muster hätte der Verfasser auch unter den österreichischen Historikern nicht verlegen zu sein. Eine Lieblingswendung des Verfassers ist: „Ich wiederhole nochmals“ und das Attribut wunderbar. Was nun seinen Helden betrifft, so bieten dessen Thaten als eines der tapfersten Telamonier der damaligen Zeit für das Haus Oesterreich viel Interesse. Mit offenem und echt männlichem Sinn berichtet er seine anfänglichen Niederlagen, „daß er nichts ausrichten und erhalten konnte, großen Schaden an Kriegs-Volk u. c. erlitten, daß er der Böhmen wüthen nicht widerstand thun konnte, und weichen müssen und von ihnen, als wie Sie mächtige Feinde wären, erfahren.“ „Der Ursachen halber ich ganz dreulich und aufrichtig rathe, daß E. k. Maj. alsbald mit den aufreihrevischen Böhmischem Ständen um Frieden, wie es nur immer sein kann, traktiren lassen wollen, denn wo solches in wenigen Tagen nicht geschieht, ist zu befürchten, daß E. k. Maj. undt das hochlöbliche Haus Oesterreich zur munterung möchten kommen.“ Bekanntlich fiel Buquoy, eine edle und vornehme Erscheinung in böser Zeit, am 10. Juli 1621 vor Neuhäusel gegen die Ungarn nach ritterlichem Kampfe. Der Verfasser sagt S. 2: „Ich habe mir vorgenommen mit Gottes Hilfe demnächst, wenn ich das große Chaos, worin sich das Archiv des Schlosses Grazen befindet, etwas gelichtet habe, das Leben des großen Helden Buquoy so ausführlich wie möglich zu veröffentlichen.“ Gewiß eine dankenswerte Arbeit. Möge der Herr Verfasser nur bald die Urkunden vorlegen; daß noch viel in den Adelsarchiven zu holen ist, ist gewiß. Nach und nach wird er auch lernen in seiner Darstellung sich zu beschränken und Wichtiges vom Ueberflüssigen zu scheiden und gewisse Schrullen abzuthun, die wissenschaftlichen Leistungen fern stehen müssen. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche. Stammbaum und Porträt des Helden sind beigelegt.

Dr. L. Chevalier.

Dr. J. Goll: Die französische Heirat Frankreich und England 1624 und 1625. Prag, 1876.

Guizots Arbeit und Gardiners History of England 1624—28 werden durch Golls Abhandlung auf Grundlage der Berliner Sammlung, die auch Lettres, Memoires etc. faits au traité de mariage entre Madame Henriette Marie et Charles I. 1624—1625 enthält, ergänzt, besonders hinsichtlich des letzten Stadiums der Unterhandlungen. Die Restitution des Pfälzer Kurfürsten war die Bedingung der spanischen Heirat Karls gewesen, das Projekt scheiterte und nun begannen die diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich und eine Reihe von Schachzügen französischer, spanischer, päpstlicher und englischer Politik, die endlich zu einem günstigen Resultat führten. Dem eintönigen Stoff läßt sich nur wenig Interesse abgewinnen. Für die Specialgeschichte hat die Abhandlung, die in klarer Weise die Verhandlungen verfolgt und die schwierigen Machinationen der Tillieres, Effiats, Vienvielles, Brienne, Mannsfelds, Buckingham, Conways und Richelieus an dem Leitseil der Briefe und Memoiren auseinanderlegt, einen nicht zu unterschätzenden Wert. „Weder die Pläne Jakobs noch die Politik Buckingham haben England Segen gebracht. Das Ziel der englischen Politik blieb dasselbe: Die Restitution des Pfalzgrafen.“ Das ist das Resultat, zu dem der Verfasser gelangt. Die Ausstattung der Schrift ist eine vorzügliche.

Dr. L. Chevalier.

Mich. Belleter: Denkwürdigkeiten der Stadt Falkenau an der Eger und ihrer nächsten Umgebung. 1876. (S. 150. Preis 1 fl. 10 fr.)

Das interessante Büchlein teilt, wie das Vorwort bemerkt, Bruchstücke aus der Geschichte einer kleinen Landstadt mit, zu deren Veröffentlichung den Verfasser erstlich die Ueberzeugung

leitete, daß die Kenntnis der Ortsgeschichte wichtig sei, sodann habe er aber auch mit der Drucklegung dieser Arbeit einen wolthätigen Zweck verknüpft. Bekanntlich wurde 1874 das Städtchen ein Raub der Flammen, aber schon das Jahr vorher brannte eine Zahl Wohnhäuser und der Kirchturm ab, welcher bis zum gegenwärtigen Augenblicke blos mit einem Notdache versehen ist; der Erlös aus der vorliegenden Schrift ist als ein Beitrag für die Wiederherstellung der Turmdachung bestimmt.

Sein Material schöpfte der Verfasser hauptsächlich aus den Archiven Falkenaus und der umliegenden Städte, jenes bot für die älteste Zeit leider eine sehr geringe Ausbeute, von einer Aussetzungsurkunde ist nichts bekannt und auch die Stadtkunden bis zum Jahre 1397 sind früheren Feuersbrünsten zum Opfer gefallen. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts kommt ein Albertus albus de Walkenowe dictus Notast vor, sein Sohn ist Ethard, dieses Rittergeschlecht ist im Besitze Falkenaus; 1366 gehören Schloß und Stadt zur königlichen Kammer. Die erste auf uns gekommene Urkunde ist 1397 vom König Wenzel ausgestellt, welche, da die städtischen Briefe durch Feuer verzehrt worden waren, den Bürgern das Stadtrecht mit der Gerichtsbarkeit, mit Märkten, Kretschams, Anfällen u. s. f. bestätigt. Kaspar und Matthias Schlick erhalten 1435 das Gut Falkenau, die Geschichte dieser Familie und ihrer Fehden werden ziemlich eingehend behandelt, wie ja überhaupt auch die Umgebung Falkenaus und der Kreis Elbogen, dessen Verfassung mitgeteilt wird, stäte Berücksichtigung finden. Der letzte Herr von Falkenau aus dem Schlick'schen Hause ist Graf Johann Albin, welcher sich zu Friedrich von der Pfalz hält und in dessen Katastrophe verwickelt wird; während das Haupt seines Veters Joachim Andreas auf dem in Prag errichteten Schaffote fällt, gelingt es ihm sein Leben durch die Flucht zu retten, seine Herrschaften Falkenau und Duppau werden aber confiscirt und gelangen 1622 an Otto von Rostiz auf Neudorf. — Luthers Lehre fand in Elbogen schon um 1523, nicht lange darauf auch in Falkenau Eingang; bald nach der Schlacht auf dem weißen Berge wurde auch hier der Katholicismus wieder zurückgeführt, sein vollständiger Sieg war 1635 entschieden. Während des dreißigjährigen Krieges wird Falkenau und der ganze Kreis von Mansfeldern, Baiern, Kaiserlichen, Sachsen und Schweden wiederholt und hart bedrängt; bis zur letzten Neige des unseligsten aller Kriege, von denen das deutsche Reich je heimgesucht worden ist, war die Stadt bald in den Händen der Kaiserlichen, bald in den Händen der Schweden. Mit dem Jahre 1683 schließt das Werk ab.

Das in einfacher und anziehender Weise geschriebene Buch zeugt von des Verfassers Emsigkeit und von seinem Geschick zu dergleichen Arbeiten, es besleißigt sich aber auch einer Objectivität, die leider nicht die Eigenschaft eines jeglichen Historikers zu sein pflegt. Der geehrte Verfasser hat mit seinem Werke sich nicht nur die Falkenauer, sondern alle Freunde böhmischer Geschichte zu Dank verpflichtet und einem künftigen Historiker des Städtewesens in Böhmen nicht unwesentlich vorgearbeitet.

Dr. G. Biermann.

Friedrich Bernau: Geschichte des alten Schlosses Petschau bei Carlsbad. Carlsbad, 1875.

Ein anregendes Büchlein mit Kenntniß und Liebe abgefaßt. Solche Schriften können in ihrer streng objectiven Haltung zur Belebung des historischen Sinnes im Volke nur Gutes stiften; sie kräftigen die Liebe zur Heimat und machen die Vergangenheit in ihrem Verhältniß zur Gegenwart klar.

Petschau war ein Besitz der Riesenburger, es kam später in Besitz der von Plauen. Heinrich IV. trat es an Pflug von Rabenstein ab. Dessen Sohn Kaspar begünstigte den Bergbau in Schlaggenwald, er mußte wegen seiner Teilname am Aufbruch unter Ferdinand I. Böhmen verlassen; später kam Petschau an Schlaggenwald, dieses verlor wieder seinen Besitz wegen Beteiligung am Aufstand unter Ferdinand II. Gerhard v. Duestenberg kaufte es 1752, beim Aussterben der Duestenberge fiel Petschau an den Grafen Dominik Kaunitz, Alois Fürst Kaunitz verkaufte es 1813 an den jetzigen Besitzer Herzog Beaufort-Spontin. Als Beilage findet sich die

Abchrift des petschauerischen ersten Privilegiums und die königl. Original-Bestätigungsurkunde über den Verkauf von Petschau 1407, beide aus dem Statdarchiv zu Schlaggenwald. Eine chronologische Uebersicht der Besitzer von Petschau von 1300—1830 und ein Situationsplan des Schlosses Petschau erläutern und ergänzen das gut ausgestattete Werkchen.

Dr. L. Chevalier.

II.

Statistik.

A. L. Hickmann: Grafische Statistik von Böhmen. Reichenberg, 1876. Selbstverlag.

Wie sehr grafische Darstellungen den Ueberblick und eine richtige Vorstellung von statistischen Verhältnissen gewähren und fördern, wird durch die eben von Prof. Hickmann in Reichenberg herausgegebenen zwei Karten über die Bevölkerungsdichte (sic) des Königreiches Böhmen und über die Sprachgränzen innerhalb desselben recht überzeugend dargethan. Betrachtet man zunächst die Bevölkerungskarte, so zeigt sich, daß die Bevölkerungsdichtigkeit in den slavischen Landestheilen eine verhältnismäßig gleichförmige ist, während sie in den deutschen Landesbestheilen ungemein varirt. Und zeigt die Bevölkerung des südlichen Böhmens die geringste Dichtigkeit, so die des nördlichen die größte.

Im deutschen Bezirke Oberplan im Süden des Landes wohnen auf einer Quadratmeilen-Fläche (warum hat Hickmann nicht gleich das neue Maß angewendet?) bloß bis 3000 Menschen, während in dem im Norden gelegenen Bezirke Rumburg bis 20000 Menschen auf derselben Bodensfläche wohnen müssen. Natürlich erklärt sich ein solcher Abstand in der Bevölkerungsziffer nicht allein aus den Boden- und klimatischen Verhältnissen, sondern auch aus der Mühsigkeit und dem Unternehmungsgeist der Bevölkerung selber, worin der Norden Böhmens den Süden allerdings weit überragt. Offenbar sind beide Karten mit großem Fleiß und Genauigkeit gearbeitet. Sehr willkommen ist jetzt, nachdem der wichtige Aufsatz des Fräuleins A. Prochazka über das deutsche Sprachgebiet in Böhmen erschienen ist, die Hickmann'sche Sprachenkarte, welche den Ueberblick über das darin Ort für Ort Gesagte erleichtert. Die Lesung jenes Aufsatzes und die Betrachtung dieser beiden Karten wird man den Deutschen in Böhmen mit gutem Gewissen nicht genug empfehlen können. Vielleicht merken sie dann, daß es endlich an der Zeit wäre, doch eine größere Widerstandsfähigkeit zu entwickeln, als bisher geschehen, wosfern das deutsche Element nicht noch mehr Boden an das slavische abgeben soll. Die Hickmann'schen Karten werden übrigens auch dem Schulunterricht wesentliche Dienste leisten und können dann allen Gelehrten und Schriftstellern außerhalb Böhmens zur Erweiterung ihrer Kenntnisse bestens empfohlen werden; denn wie wichtig auch das Böhmerland für unser Staatswesen ist und die Kenntniss der ethnografischen Verhältnisse, so hat doch insbesondere auch in Wien eine bedeutende Anzahl ganz geschiedter Leute es noch nicht der Mühe wert erachtet, sich hierüber genügend zu belehren. Man begegnet daher namentlich in den Zeitungen häufig Behauptungen und Anschauungen, welche von einer wahrhaft gräßlichen Unwissenheit in böhmischen Dingen glänzendes Zeugnis geben. Wir wünschen übrigens dem Hickmann'schen Unternehmen, welches in weiteren fünf Lieferungen grafische Darstellungen des landtäfflichen Großgrundbesitzes, der Höhengichten, eine geologische, eine Forstkarte u. s. w. bringen wird, den besten Fortgang und die größte Verbreitung, weil es in der That ein wichtiges Belehrungsmittel zu werden verspricht.

III.

Poesie.

Orient und Occident, epische Dichtungen von R. V. N. v. Hansgirk. Prag. Calve 1876.

Ein sehr schön ausgestattetes, dem Verfasser und dem Verleger alle Ehre machendes Buch liegt vor uns und enthält epische Dichtungen unseres Landsmannes Hansgirk theils älteren theils neueren Datums, die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten gewidmet und mit Einbegleitungschriften versehen sind — eine neue Form von Widmung, mit der wir uns nicht ganz einverstanden erklären können, da sie uns den reinen Genuß der Dichtungen einigermaßen schmälert.

Was diese Dichtungen selbst anbelangt, so sind sie sowol dem Inhalt als der Form nach dem Besten sich anschließend, das wir von Hansgirk kennen. Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen einer morgenländische Stoffe enthält, während der zweite dem Abendlande gewidmet ist.

Im ersten Theile ist entschieden „Masada's Fall“ das bedeutendste und hervorragendste Gedicht. Die Heldengestalt des greisen Eleazar, der die Seinen zum Tode auffordert, damit sie nicht den Römern entehrt in die Hände fallen, ist mit dramatischer Lebendigkeit geschildert und die rauhe Mordscene des Schlusses durch die Rettung des Weibes und der fünf Kinder ästhetisch abgerundet. Auch die „Wahabitenmutter“ ist ein sehr schönes Gedicht, wenn wir auch mit dem daselbst auftretenden „Fatum“ im orientalischen Sinne uns nicht einverstanden erklären können, da ja Zelinde die Blutrache der Wahabitin selbst herausforderte und den Tod nur als Consequenz ihrer Handlung erleidet. Die Gegenüberstellung des „Phidias“ läßt sich wohl hier im Sinne des Dichters rechtfertigen, allein geographisch und culturhistorisch möchten wir doch diese Gestalt dem Occidente überweisen.

Der „Decident“ bildet den zweiten Theil der Sammlung. Hier ragt vor Allem „Beleda“ als das bedeutendste und abgerundetste Gedicht des ganzen schönen Buches hervor. Die Heldin ist wahrhaft tragisch hingestellt, indem sie nicht ohne eigene Schuld das bittere Geschick, das sie im trotzigen Uebermuth herausforderte, tragen muß. Nicht die Göttin, die sie zu sich empor zog, sondern sie selbst ist es, die sich in's Verderben stürzt. Mit ihrer Gefangennehmung endet das Gedicht, das wir als die Perle des Hansgirk'schen Werkes bezeichnen müssen.

Neuerst originell und genial ist die Erfindung im „Ritter Volk“, dem Märchen vom Zurückleben. Der Held, welcher vom Greise durch alle Altersstufen zum Kinde wird, während die übrige Welt ihren gewöhnlichen Gang geht, ist namentlich in den ersten Gefängen vortrefflich dargestellt. Der letzte Gesang wirkt insoferne abträglich, als hier eigentlich der Humor in seine Rechte tritt, und diese Töne unserem Dichter weniger zu Gebote stehen als das Ernste und Erhabene. Doch bringt er auch — und dieß Verdienst müssen wir besonders hervorheben — in diesem letzten Gesange das Princip des Sittlichen, das durch das ganze Gedicht weht, zur Geltung und wirkt dadurch eben so verführend als künstlerisch.

Auch die Gedichte „Pilsens deutsches Haus“, „Soji“ und „die Wandervogel“ sind reizend geschrieben und enthalten mitten in dem Ernste der Situation idyllische Anklänge, welche ungemein wohlthuend wirken. Am wenigsten konnte uns „der Diamant von Bagagene“ befriedigen, so viel Kunst auch der Dichter entfaltete, um den spröden und unnatürlichen Stoff poetisch zu gestalten.

Dagegen findet das Buch mit „der letzten Fahrt“ einen prachtvollen Abschluß. Die Bilder, welche uns des Dichters Fantasie in den unwirklichen Regionen des arktischen Ozeans vorführt, sind geradezu vollendet zu nennen, und die Beschreibungen, welche er gibt, sind der Form und dem Inhalte nach in jeder Beziehung ausgezeichnet.

Wenn wir nun schließlich noch anführen, daß der Reinertrag des Buches einem wohlthätigen Zwecke — der Erbauung eines Krankenhauses in Abergtham — gewidmet ist, so müssen wir dem Dichter doppelt Dank sagen für das schöne Werk, welches er uns dargeboten hat. Kw.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Gustav C. Laube.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.